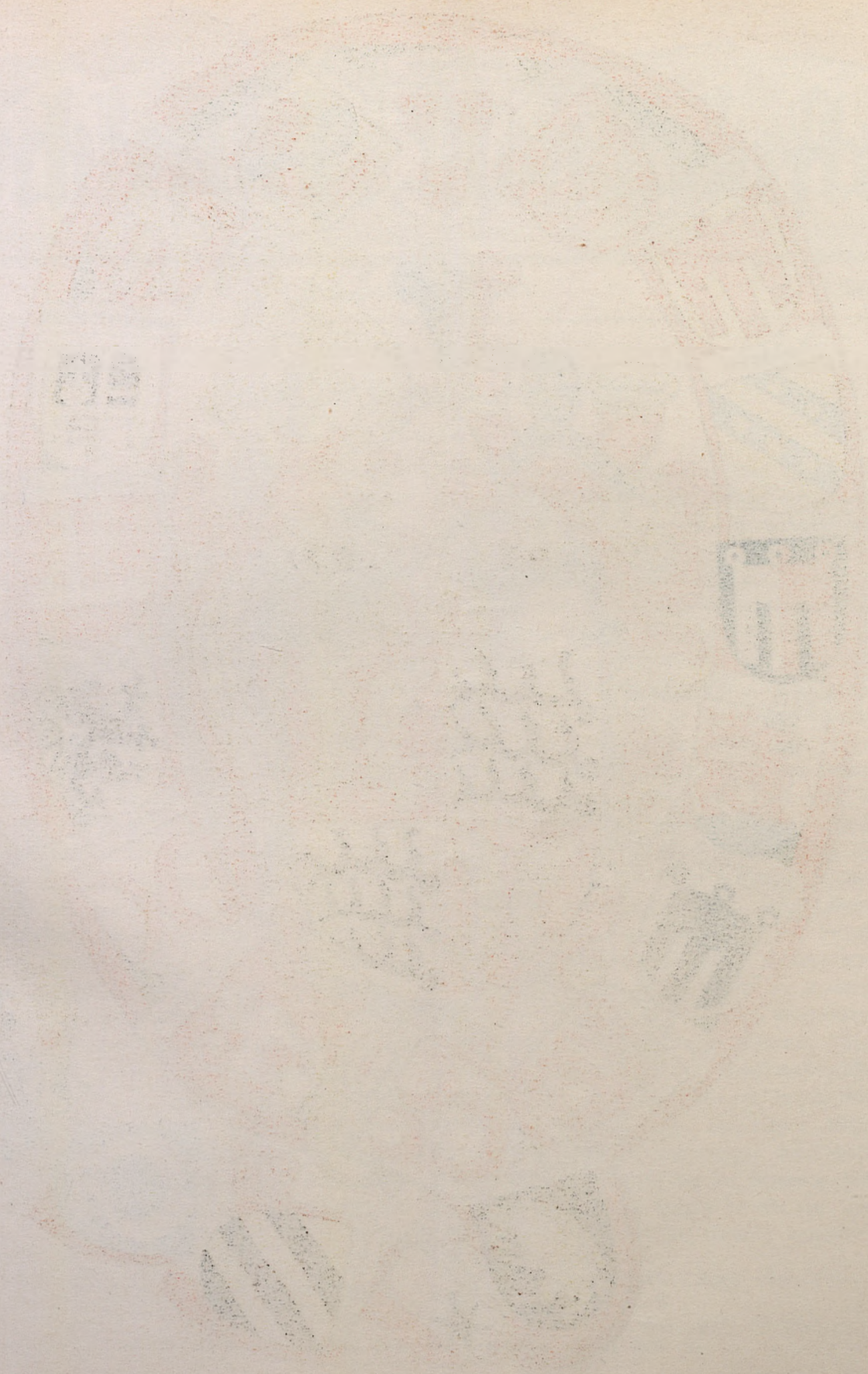




Herzoglich Siegenitzisches Wappen
mit der Kette des Rügenbandordens



Schlesische Monatshefte

Nr. 7

Breslau, Juli 1925

2. Jahrg.

Schlesische Gesellschaftsorden

Von Paul Bretschneider

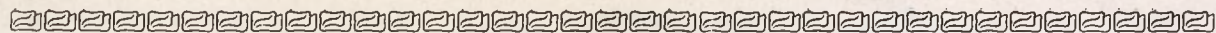
Auf der Höhe mittelalterlichen Rittertums standen bekanntlich die großen geistlichen Ritterorden. Hauptsächlich aus religiösen Beweggründen ins Dasein gerufen, waren sie nebenher auch die ersten und wichtigsten Adelsorganisationen überhaupt. Durch ihre Verbindung religiöser und ritterlicher Ideale behielten sie auch nach Wegfall ihrer ursprünglichen Hauptaufgaben Anziehungskraft und dienten vielen späteren geistlichen und weltlichen Gründungen als Vorbilder. Erst im ausgehenden 14. Jahrhundert, als das Rittertum von seiner einstigen Macht und Herrlichkeit schon recht merklich herabgesunken war, bildeten sich in Süddeutschland die ersten Ritterbünde zur Wahrung rein weltlicher Ziele, namentlich ihrer Sonderinteressen gegenüber der emporstrebenden Fürstenmacht, so die aus Uhlands Gedichten bekannten Schlegler. Dauernde Erfolge konnten sie nicht mehr erreichen. Immerhin aber steckte in der Ritterschaft noch so viel Kraft, daß klugen Fürsten daran gelegen sein mußte, sie lieber für als wider sich zu haben, und darum selber ritterliche Bünde zu begründen, die ihren fürstlichen Interessen von vornherein dienstbar gemacht werden konnten. Turniere, mit möglichster Großartigkeit veranstaltet, erwiesen sich dabei nicht nur als Mittel, dem Rittertum, das im Kriege seine Rolle ausgespielt hatte, Gelegenheiten zu ruhmbringender Betätigung zu erhalten, sondern auch als Bindeglied zwischen Fürsten und Adel. Sie veranlaßten die Bildung zahlreicher, höfisch gerichteter Turniergesellschaften. Diesen folgten Rittergesellschaften ohne einen höheren Hauptzweck als eben den, um

fürstliche Persönlichkeiten als ihren Mittelpunkt geschart, deren Hofhaltungsglanz zu erhöhen und unter den Mitgliedern selbst eine standesgemäße Geselligkeit zu pflegen.

Bei der Bild-, Symbol- und Wappenfreude jener Zeiten und Kreise ist es fast selbstverständlich, daß jede, auch die kleinste und loseste Rittergesellschaft es als unerläßlich empfand, ihr eigenes Abzeichen zu haben. Ja, man sah bald einen erstrebenswerten Selbstzweck im Erwerb, im förmlichen Sammeln möglichst vieler Gesellschaftszeichen, und der erhöhten Nachfrage entsprach natürlich das Angebot durch immer neue Gründungen. Bald hieß das Gesellschaftszeichen, als die Dielen allein wichtige pars pro toto, „die Gesellschaft“, und wurde auch an fern wohnende und kaum bekannte Personen vergeben, die dann gern die erworbenen „Gesellschaften“ ihren Wappendarstellungen beisetzen ließen. So bringen namentlich Wappenhandschriften des 15. Jahrhunderts, wie die Arlberger Bruderschaftsbücher¹⁾ oder Konrad Grünenbergs Wappenbuch²⁾, auch noch Wappenstiche aus Dürers Zeit, die Abbildungen von Gesellschaftszeichen. Auf den aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammenden Fresken im ehemaligen Kloster Königsfelden schweben verschiedene Gesellschaftszeichen über den Köpfen der bei Sempach (1386) gefallenen Ritter, auch tragen sie alle den ihnen wahrscheinlich kurz vor der Schlacht verliehenen

¹⁾ H. G. Ströhl, Herald. Atlas, Taf. XXIII. 2, XXIV. 1, XXV. 4, XXVI. 4.

²⁾ Herausgegeben v. Rud. Graf Stillfried u. Ad. M. Hildebrand, Görlitz 1875–83.



Zopforden³⁾. Der Konstanzer Patrizier und Ritter Konrad Grünenberg weiß die Fülle der ihm gehörenden Gesellschaften nur unterzubringen, indem er die vier vornehmsten neben sein Wappen setzt, die übrigen aber auf der folgenden Seite seiner mächtigen Foliohandschrift zusammenstellt; und eine Holztafel (des 15. Jahrhunderts?) im Nürnberger Germanischen Museum — über die ich sträflicherweise unterließ, mir Notizen zu machen — tritt durch die Fülle der Gesellschaftszeichen eines und desselben Individuums mit dem Festgewand jedes modernen Schützenkönigs in erfolgreichen Wettbewerb.

Natürlich sind die Abzeichen, die wir heute in den vorgenannten Fällen erblicken, und deren oft recht phantasiervolle Gebilde wir nur noch zu einem Bruchteil zu deuten vermögen, nicht immer nur solche von kleinen Ritter- oder Turniergeellschaften. Auch die Abzeichen der Orden mit wesentlich höheren Zielen, mit Bedeutung und Einfluß, mischen sich in den Abbildungen mit jenen oder verdrängen sie durch ihre Würde. So erscheint auf dem prächtigen Tumbadeckel für Kaiser Friedrich III. im Wiener Stephansdom der Schild des österreichischen, vom Kaiser selbst (um 1468) gestifteten Georgsordens an der bevorzugtesten Stelle des künstlerischen Aufbaus, noch vor dem kaiserlichen Doppeladlerschild und gleich jenem unter einer Kaiserkrone, während des Kaisers Mitgliedschaft bei anderen Orden überhaupt nicht zum Ausdruck kommt.

Seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde es auch immer mehr Mode, sich mit den erworbenen Insignien porträtieren zu lassen. So trägt z. B. Jan von Eyck's „Mann mit Nelken“ im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum⁴⁾ das Abzeichen des ritterlichen Antoniusordens, der Minnesänger Oswald von Wolkenstein († 1445) den Drachenorden und den aragonischen Kannenorden⁵⁾.

Wie weit ist nun Schlesiens an solcherlei ritterlichem Genossenschaftswesen beteiligt?

Die Quellen darüber fließen spärlich. Veröffentlichungen gibt es wenige.

Die älteste Quelle über Mitgliedschaft eines Schlesiens bei einem nichtgeistlichen Ritterorden ist der in Liegnitz befindliche Grabstein des 1364 verstorbenen Herzogs Wenzel von Liegnitz⁶⁾. Hier

sehen wir an der linken Brust der Herzogsfigur das Kleinod des Drachenordens. Freilich bereitet uns diese Darstellung recht ernste chronologische Schwierigkeiten. Denn nach allen sonstigen Nachrichten ist der Orden frühestens 1387 durch den ungarischen König, späteren Deutschen Kaiser Sigismund, gegründet. Hermann Luchs⁷⁾ nimmt darum an, es habe schon ein Drachenorden unter Kaiser Karl IV., dem Vater Sigismunds, bestanden, und wegen seiner vielfältigen bekannten Beziehungen zu diesem Kaiser habe Herzog Wenzel den ursprünglich böhmischen Orden erhalten. Hat Luchs Recht, so könnte man auch in dem Breslauer Bischof Preczlaw († 1376) einen Ritter des Drachenordens vermuten. Wer von den schlesischen Fürsten stand enger und dauernder als er in Fühlung mit Karl IV.? Vielleicht sind darum die Drachenfigürchen, die auf des Bischofs Grabtumba sein je zweimal wiederkehrendes Bistums- und Familienwappen umgeben, nicht bloß — wie bisher angenommen wurde — ornamentale Füllungen der Dierpässe⁸⁾, sondern Embleme des Drachenordens.

Eine andere Beziehung Schlesiens zum Drachenorden erwähnt Richard Jecht⁹⁾, offensichtlich ohne zu wissen, daß es sich hier um diesen Orden handelt. In der Dreifaltigkeitskirche zu Görlitz befand sich danach einst ein jetzt verschwundenes Epitaph. „Der Schild zeigt einen schrägrechts gelegten Baumstamm mit je zwei Blättern zu beiden Seiten, als Helmzier sieht man drei Federn — Wappen der von Klüg? Links vom Beschauer erscheint eine Eidechse, die ein Kreuz mit einer Aufschrift auf ihrem Rücken trägt, über diesem steht die Jahreszahl 1486.“ Eidechse (soll heißen Drache), Kreuz und Inschrift weisen unzweideutig hin auf das Zeichen des Drachenordens. Auf dem Kreuz stand, wie wir noch aus anderweitigen Abbildungen des

³⁾ Die ältesten Kopien der Fresken im Fugger'schen Ehrensiegel v. 1555, Hdschr. d. bayr. Staatsbibl. 3. München. Abb. danach im Dtsch. Herold 1919, Beilage zu Nr. 7.

⁴⁾ Abb. u. a. b. Karl Scheffler, Bildnisse aus drei Jahrhunderten, S. 53.

⁵⁾ Hdschr. f. Gedichte, 15. Jahrh., Universitätsbibl. 3. Innsbruck, Abb. b. Vogt u. Koch, Gesch. d. dtsch. Lit. I^a (1923), vor S. 273.

⁶⁾ Abb. b. Herm. Luchs, Schles. Fürstenbilder, Taf. 17.

⁷⁾ Ztschr. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens IX 405 ff.

⁸⁾ Abb. b. Luchs, Fürstenb., zu Taf. 1.

⁹⁾ Die Grabsteine . . . i d. Görlitzer Klosterkirche, Sep.-Abdr. a. d. Neuen Lausitzischen Magazin 1910, S. 20.

Ordens wissen, längs: o quam misericors est deus, und quer: iustus est pius¹⁰⁾.

Auch die Ritterwürde des heiligen Grabes wurde von Schlesiern im Mittelalter mehrfach erworben. Am 11. Juni 1465 wird Georg Emerich aus Görlitz in Jerusalem zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen¹¹⁾. Spätere Beispiele sind bei Konrad Wutke, Schlesiische Wallfahrten nach dem heiligen Lande, erwähnt¹²⁾.

Die erste eigentlich schlesiische Rittergesellschaftsgründung aber ist mit dem Namen des Sohnes obenerwähnten Herzogs Wenzel von Liegnitz verknüpft. Am 7. August 1413 nämlich stifteten zu Liegnitz sechs schlesiische Fürsten mit 24 Herren, Rittersn und Knechten die Rittergesellschaft vom Rügenband. An der Spitze der Fürsten stand der Breslauer Bischof Wenzel, Herzog von Liegnitz, die andern waren Herzog Ludwig II. von Liegnitz-Brieg, Herzog Przemko von Troppau, die Brüder Konrad der Ältere (der spätere Breslauer Bischof, damals Dompropst) und Konrad Kanthner, Herzoge zu Oels, und Johann I., Herzog zu Sagan. Entsprechend den sechs Fürsten sollte die Gesellschaft sich in sechs Gruppen gliedern mit je vier Ältesten. Gegenseitige Unterstützung der „Gesellen“ „in rechten Dingen“, außer gegen eines jeden Erbherrn, schieblicher Ausgleich von Streitigkeiten, Hilfe bei Brandschaden sind die praktischen Ziele und Vorteile der Gesellschaft. Bestimmte Jahresbeiträge werden für eine Meßstiftung am Kollegiatdom zu Liegnitz und für ein alljährlich entweder nach Liegnitz oder nach Görlitz auszuscheidendes Turnier festgesetzt. Der „Hof“ (das Turnier) soll von Sonntag nach Martini bis Mittwoch dauern und mit kirchlichen Tagzeiten und einer Seelenmesse für die verstorbenen Mitglieder geschlossen werden. Nur bei einem solchen Hofe darf das Rügenband verliehen werden. Auch Frauen und Jungfrauen, die „dazu geboren“, d. h. entsprechenden Standes sind, können es erhalten. Das stete Tragen des Zeichens ist Pflicht, deren Verletzung unter Geldstrafe steht.

Dies alles erhellt aus der abschriftlich vorhandenen Stiftungsurkunde. Darüber hinaus wissen wir nur wenig vom Rügenbande. Der Nachfolger Bischof Wenzels im Herzogtum Liegnitz und in der Hauptmannschaft der Gesellschaft wurde Herzog Ludwig II., der seit 1420 in zweiter Ehe

mit Elisabeth von Brandenburg, Tochter des ersten hohenzollerischen Kurfürsten, verheiratet war. Durch ihn wurde am 5. November des genannten Jahres zu Frankfurt a. O. sein neuer Schwager, Johann der Alchimist, Markgraf von Brandenburg und Burggraf zu Nürnberg, damals siebzehnjährig, in die Gesellschaft aufgenommen und zugleich beauftragt, in Schwaben, Franken und Bayern seinerseits neue Mitglieder aufzunehmen. Am 19. Dezember 1425 nennt Markgraf Johann sich selbst „Hauptmann in den drei Landen“, seinen Schwager Ludwig aber einen „König“ der Gesellschaft des Rügenbandes^{12a)}.

Herzog Ludwig starb 1436. Die Gesellschaft dürfte ihn kaum überlebt haben. Wenn im Wappenbuch Grünenbergs, vollendet 1483, das herzoglich Liegnitzische Wappen mit einer stacheligen, unten einen Ring tragenden Kette geschmückt ist, die der Herausgeber Graf Stillsfried¹³⁾ sicherlich als die Kette des Rügenbandordens anspricht, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß die Gesellschaft zu Grünenbergs Zeiten noch existiert habe. Grünenberg wird eben nur eine ältere Vorlage benutzt haben. Eine andere Abbildung des Rügenbandes kennt Hermann Markgraf nicht. Er konnte auch, als er 1902 seine schöne Abhandlung „über eine schlesiische Rittergesellschaft am Anfange des 15. Jahrhundert“ schrieb¹⁴⁾, noch nicht wissen, daß das Rügenband 1911 noch einmal im Bürgermeisterzimmer des Rathauses zu Patzschkau an die Wand gemalt werden würde, als Beigabe zum behelmten Wappen Schlesiens. Der Maler Joseph Krachwitz aus Frankenstein hat hier offen-

¹⁰⁾ Die Gestalt des Drachens vom Drachenorden ist jetzt weitesten Kreisen dadurch bekannt geworden, daß der Verlag Wtlh. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen-Mch. u. Leipzig, sie nach einem im Bayr. Nationalmuseum zu München aufbewahrten Original zum Signet seiner Sammlung „Schicksal und Abenteuer“ gewählt hat.

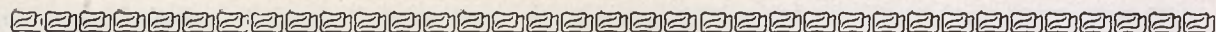
¹¹⁾ R. Jecht, Urkundl. Nachrichten über Georg Emerich, Sep.-Abdr. a. d. II. Aufl. Mag. 1892, S. 17 u. Abb. Tafel IV.

¹²⁾ Darstellungen u. Quellen z. schles. Gesch. III, 154, 158, 168.

^{12a)} Phil. Ernst Spieß, Archiv. Nebenarbeiten I (Halle 1783) 101—103 druckt die Urkunden v. 1420 u. 25 ab; Heinrich Hoffmann gibt sie in seiner Monatschrift von u. für Schlesien 1829, S. 679, inhaltlich wieder.

¹³⁾ a. a. O. Taf. L u. Text.

¹⁴⁾ Gedruckt wurde sie erst 1915 in seinen Kleinen Schriften zur Geschichte Schlesiens u. Breslaus (Mitteilungen a. d. Stadtarchiv u. d. Stadtbibliothek zu Breslau XII), S. 81—95.



sichtlich eine Wappenvorlage aus recht später Zeit kopiert, in die sich, aus Grüenberg oder woher auch immer, das Rüdenband hinübergeschmuggelt hat, nachdem es als solches nicht mehr verstanden und als notwendige Mitgift des Wappens von Schlesien angesehen worden. Es ist notwendig, dies zu betonen, damit nicht einmal aus dieser zufälligen Darstellung falsche Schlußfolgerungen gezogen werden¹⁵⁾.

Ein Anspielung auf das Rüdenband aber könnte vorliegen, wenn auf dem Grabdenkmal seines Hauptstifters Bischof Wenzel, jetzt in der Jakobipfarrkirche zu Neiße, zwei Hunde angebracht sind; auch auf dem Grabdenkmal des Herzogs und Domherrn Przemislaus († 1478) in der Kreuzkirche zu Breslau, eines Sohnes des Rüdenband-Mitbegründers Przimko von Troppau, befindet sich ein Hund¹⁶⁾. Aber die Verwendung von Hunden auf Grabdenkmälern ist zu allgemein und vieldeutig¹⁷⁾, als daß man aus diesen beiden Beispielen — die Grabdenkmäler der übrigen fürstlichen Rüdenbandgesellschaften sind uns nicht erhalten — eine sichere Anspielung auf unsere Gesellschaft heraustüfteln dürfte. Sonst müßte auch die liebliche Agnes Bernauerin († 1435) wegen der zwei Hündchen ihres Straubinger Grabmals als Gesellin des Rüdenbandes angesprochen werden, was übrigens weder sachlich noch örtlich oder zeitlich als unmöglich oder unwahrscheinlich bezeichnet werden könnte.

Wenn der Augsburger Patrizier Sebastian Ilung, auch einer jener förmlichen Sammler von „Gesellschaften“, erzählt: „Item, so hat mich begabt der Großfürst (!) von der großen Glogau in der Schlesien. Der hat mir geben sein Gesellschaft, ein siden Band, und geschah in einer Stadt, ist nicht fern von Rom“, so läßt sich aus dieser Notiz weiter kein Schluß ziehen, da sie uns weder die Zeit noch den Namen des Fürsten noch auch den Namen der Gesellschaft nennt. Es kann sich um das Rüdenband handeln; es ist nicht einmal völlig ausgeschlossen, daß es in der Urschrift „Rüdenband“ statt „siden Band“ geheißen habe. Es kann aber auch eine andere schlesische, uns unbekannt gebliebene Gesellschaft gemeint sein.

Ebenso unzulänglich ist folgende Nachricht: Der schlesische Ritter Nikolaus von Poppelau er-

hält 1485 am Hofe des Markgrafen Albrecht Achilles dessen Gesellschaft umgehängt, die er vor Königen und Fürsten, zu denen er künftig kommen werde, zum Gedächtnis tragen soll¹⁸⁾. Wenn auch die Möglichkeit besteht, daß Albrecht Achilles seinem 1464 verstorbenen Bruder Johann dem Alchimisten in der Hauptmannschaft des Rüdenbandes gefolgt sei, so ist doch hier viel eher an den Schwanenorden zu denken, für den sich Albrecht mit besonderem Eifer einsetzte.

Jedenfalls bleibt die Rüdenbandgesellschaft die einzige schlesische des Mittelalters, von der uns sichere Kunde aufbewahrt ist.

Patriziervereinigungen, „Geschlechtergesellschaften“, wie sie anderswo blühten, wie z. B. die Gesellschaft zur Kage in Konstanz¹⁹⁾, scheint es in Schlesien überhaupt niemals gegeben zu haben, wenigstens nicht solche größeren Stils und von längerer Dauer. Das dürfen wir aus dem völligen Schweigen aller derjenigen Geschichtsquellen schließen, die sonst zum mindesten Andeutungen enthalten müßten.

Im 16. Jahrhundert, in dem doch der Lust des Turnierens noch recht ausgiebig gehuldigt wurde und genug sonstige Gründe zum Zusammenschluß des Adels verblieben und neu hinzukamen, läßt sich überhaupt keine schlesische Gesellschaft nachweisen. Wenn wir die Grabfigur des Herzogs Georg von Münsterberg-Oels († 1553) in Oels mit einer vorn sich verdoppelnden grobgliedrigen Halskette geschmückt sehen, deren mandelförmiger Anhänger mit einem „fallenden“ Rosenblatt gefüllt

¹⁵⁾ Die Wappen im Bürgermeisterzimmer sollten nach dem Willen des Bürgermeisters Dr. Hahn darstellen: Reich, Staat, Provinz, Kreis und Stadt. Da es ein Wappen des Kreises Neiße begreiflicherweise nicht gibt, wurde dafür der schlesische Adler schild noch einmal genommen und mit einer Mitra bekrönt. Er sollte so an das Bistumsland (Mitra) und zugleich an Bischof Konrad erinnern, dessen persönl. Wappen der schles. Adler ist, und der wegen seiner Stadtwaldschenkung von 1420 von den Patzschkauern als ihr größter Wohltäter angesehen wird. (Freundl. mündl. Auskunft Dr. Hahns).

¹⁶⁾ Das Denkmal Wenzels ist abgeb. b. Luchs a. a. O., Tafel 2, und sonst öfters, das des Przemislaus b. Luchs, Tafel 30.

¹⁷⁾ Vergl. dazu die Ausführungen v. Rob. Becker in Schlesiens Vorzeit VI (1896) 121 f. und Paul Knötel, Hunde auf Grabdenkmälern (Oberschles. XV 368—372).

¹⁸⁾ Script. rer. Siles. III. 372.

¹⁹⁾ Ströhl, Herald. Atlas, Text zu Tafel XXXIX.

ist²⁰⁾, so läßt sich darin wohl ein Gesellschafts-
zeichen vermuten; vielleicht aber ist es auch nur
ein persönliches Schmuckstück des Herzogs.

Recht gut unterrichtet sind wir über die
schlesischen Gesellschaftsorden des folgenden Jahr-
hunderts.

Im Jahre 1652 stiftete zu Oels Sylvius Nim-
rod, Herzog von Württemberg-Oels, den Orden
des Totenkopfes, der eine beständige Er-
innerung an den Tod bezwecken sollte. Großprior
war der Stifter, Großpriorin seine Schwiegermutter
Sophia Magdalena. Das Gesellschaftszeichen war
ein Ring mit einem Totenkopf, der an einem
schwarzen Bande an der linken Hand getragen
wurde. Die Mitglieder, Kavaliere und Damen aus
der Umgebung des Herzogs, sollten verpflichtet
sein, „sich aller ungeziemenden Lust und Üppigkeit,
es sei im Bankettieren, Spielen, Tanzen oder
anderer dergleichen Kurzweil, gänzlich zu ent-
halten²¹⁾“.

Ein Abbildung des Totenkopfordens befand
sich auf einem Porträt der Herzogin Anna
Elisabeth, der Schwiegertochter Silvius Nimrods,
im Schlosse zu Oels^{21a)}. Der Orden hat also zwischen
der Vermählung und dem Tode dieser Herzogin
(1672—80) noch bestanden. Vor 1709 aber war
er erloschen, denn am 24. August dieses Jahres
erneuerte ihn die Enkeltochter des Stifters, Luise
Elisabeth, verwitwete Herzogin von Sachsen-
Merseburg, geborene Herzogin von Württemberg-
Oels († 1736), auf ihrem Witwensitz zu Forst in
der Lausitz. Sie machte sich zur Großpriorin des
Ordens und bestimmte die Erbfolge dieser Würde
jeweils für Prinzessinnen des Hauses Württemberg-
Oels. Mitglieder des Ordens sollten fortan nur
Damen sein. Das abgeänderte Zeichen war ein
weißes Band, woran ein silberner Totenkopf an
einer schwarz emaillierten „Streifen“ hing, auf der
mit weißen emaillierten Buchstaben stand: Memento
mori! Weiteres über den erneuerten Orden ist mir
nicht bekannt.

Unzutreffend ist die Anführung in einer Ab-
handlung Martin Feists^{21b)}, wonach Herzog Fried-
rich Wilhelm von Braunschweig-Oels den Orden
vom Totenkopf 1809 zur besonderen Belohnung
der Tapferkeit seiner Freiheitskämpfer erneuerte.
Der kühne Truppenführer hat überhaupt keinen

Orden gestiftet. Erst sein Sohn, Herzog Karl II.,
schuf 1824 ein Ehrenzeichen für die Teilnehmer
an dem Feldzuge von 1809, wozu unter dessen Nach-
folger, Herzog Wilhelm, 1833 noch eine abgeänderte
Ausführung kam^{21c)}. Beide Ausführungen, die
einzigen braunschweigischen Orden für 1809, haben
keinerlei Beziehungen zum Totenkopf. Auch das
weißmetallene Totenkopf-Abzeichen am Tschako der
Schwarzen Schar von 1809 hat sein Vorbild sicher-
lich nicht im Emblem des östlichen Totenkopfordens,
sondern in dem gleichen, älteren Tschakoabzeichen
der preussischen schwarzen Husaren²²⁾.

Den Orden des goldenen Hirschen
stiftete Georg Wilhelm, Herzog von Liegnitz-Brieg-
Wohlau, der letzte Piast, bei einer Jägerlustbarkeit
in seinem Tiergarten bei Brieg am 23. August 1672,
damals ein noch nicht zwölfjähriger Knabe²³⁾! Das
Ordenszeichen bestand in einem von Gold ge-
schlagenen Eichenblatt, auf dessen einer Seite ein
Hirsch, auf dessen anderer ein rotes Herz mit einem
weißen Kreuz befindlich war. Es war bloß für
Liebhaber der Jagd bestimmt, wurde auf der Brust
an einem mit Gold durchwirkten grünen Bande
getragen und durfte, wenn in Gegenwart des
Herzogs oder seines Statthalters gejagt wurde,
den ganzen Tag über nicht abgelegt werden. Seinen
Inhabern trug er jährlich etwas Wildpret und
Ungarwein aus herzoglichem Keller ein, „um sich
dabei auf der ganzen Ordensgesellschaft Gesund-
heit nebst guten Freunden lustig und fröhlich zu
machen und die Jägermusik dabei anstimmen zu

²⁰⁾ Abb. b. Luchs, Fürstenb., Tafel 22b.

²¹⁾ Joh. Sinapius, Olsnographia I (1707) 255—260.

^{21a)} v. Korkfleisch, Gesch. d. Hzgl. Braunsch. Inf.-
Regts., Bd. I, Braunschweig 1896, S. 15. Das Porträt
ist wahrscheinlich 1884 mit dem gesamten alten Schloß-
inventar an den König v. Sachsen gekommen (Frdl.
Auskunft des derzeitigen Oelser Schloßamtmanns).

^{21b)} Ztschr. d. Ver. f. Gesch. Schles. LII (1918) 91.

^{21c)} H. v. Henden, Ehrenzeichen, Meiningen 1897,
Nr. 164—167.

²²⁾ Für frdl. briefl. Angaben über die obigen Zu-
sammenhänge danke ich auch an dieser Stelle den
Herren Professoren Dr. H. Mack u. Dr. K. Steinacker in
Braunschweig u. Herrn Pastor Martin Feist in Festen-
berg.

²³⁾ Der spätere erste König von Preußen hat 1667
gar als Zehnjähriger mit seinem dreizehnjährigen
Bruder Karl Ämil den Orden de la générosité gestiftet,
der sich mehrere Jahrzehnte lang erhielt (Steph. Kekule
v. Stradonitz, Ausgew. Aufsätze II [1907] 227 f.).

lassen“. Mit dem frühen Tode des jungen Herzogs (1675) hörte auch dieser Orden auf²⁴⁾.

Der nächste schlesische Gesellschaftsorden ist zugleich der einzige, der im Bewußtsein und Sprichwort der Schlesier lebendig geblieben ist, der von Heinrich Nentwig in einer eigenen Veröffentlichung behandelte, auch sonst in der Literatur erwähnte Gräflisch Schaffgotsch'sche Orden der Ritter und Damen von der Alten Hacke²⁵⁾.

Die Sodalität der Hackebrüder hatte als lose Vereinigung ihren Anfang 1698 unter Christoph Leopold Graf Schaffgotsch, wurde etwa zehn Jahre später unter seinem Sohne Hans Anton in festerer Form erneuert, nannte sich gewöhnlich den Gräflisch Schaffgotsch'schen Hacke-Orden, und nahm 1813 das letzte

Mitglied auf. Nachahmer und Ableger des Ordens gehen bis in unsere Tage. Das Abzeichen war ein silbernes Ätzlein an hellblauem²⁶⁾ Bande, die Devise „Redlich — seltsam!“, später auch „Caedit, non perdit!“

Das erste Ordensstatut, um 1708, nennt die Pflege der Freudestreue wie das Gebet und die Aufopferung von Messen für lebende und verstorbene Mitglieder als die Hauptpflichten der Genossenschaft. Großmeister und Großmeisterin waren immer der „regierende“ Graf Schaffgotsch zu Warmbrunn und seine Gemahlin. Unter den Mitgliedern waren neben Fürsten, titulierten und einfachen Adligen besonders viel Welt- und Ordensgeistliche²⁷⁾ und eine bemerkenswerte Anzahl bürgerlicher Freunde und Beamter des Hauses Schaffgotsch. Der Orden trug einen rein katholischen Charakter und besaß seit 1750 eigene Ablass-

privilegien. „Die Gründe für die Auflösung des Ordens — sagt Nentwig — sind mir nicht bekannt geworden.“ Man braucht wohl auf der Suche nach Gründen nicht weit zu gehen. Das Jahr der letzten Mitgliederaufnahme 1813 sagt sie uns. Die brausende Sturmflut vaterländischer Begeisterung wird wohl das Interesse für die Alte Hacke hinweggespült haben. Gegenüber dem Glanz des neuen Eisernen Kreuzes konnte ihr bißchen Schimmer nicht mehr locken, — und in der Folgezeit gab's

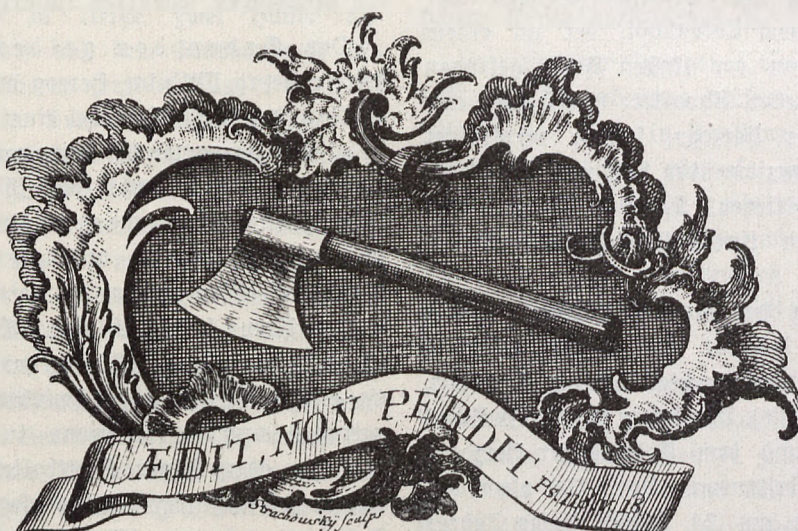
andere Sorgen.

Ausführlicheres über Geschichte, Statuten, Mitglieder, Quellen, Literatur und Altertümer²⁸⁾ der Alten Hacke kann in Nentwigs Büchlein ersehen werden.

Auch zwei weltgeistliche Korporationen Schlesiens boten ihren Mitgliedern Gesellschaftszeichen.

Am 6. März 1692 wurde laut Kapitelsbeschluß

für die residierenden Domherren der Breslauer Kathedrale das sogenannte Distinktorium geschaffen, ein goldenes Brustkreuz, annähernd von der Form eines vierblättrigen Kleeblatts, vorn zwischen goldenen, ornamentalen



Abzeichen des Ordens der Ritter und Damen von der Alten Hacke

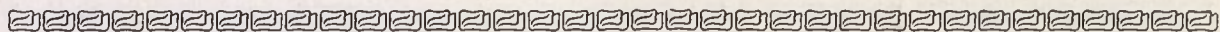
²⁴⁾ Reales Staats-Zeitungs- und Conversations-Lexicon, Leipzig 1713, unter „Ritterorden“, und Th. Fr. Tiede, Die denkwürdigsten Jahrestage Schlesiens III, Glatz 1803, 255 f.

²⁵⁾ Mitteilungen a. d. Reichsgräfl. Schaffgotsch'schen Archive IV, Warmbrunn 1908, 36 Seiten, mehrere Abbildungen.

²⁶⁾ Oder rot-weißem? Vgl. Nentwig S. 4 gegen S. 5.

²⁷⁾ Unter den Weltgeistlichen die späteren Breslauer Bischöfe Philipp Gotthard Fürst Schaffgotsch und Emanuel v. Schimonski.

²⁸⁾ Zu diesen kann noch genannt werden eine 6,5 cm lange silb. Ätz mit graviertem Wappen v. Scheliha, durch Öse tragbar eingerichtet. Das Stück gehört Frau Doris v. Scheliha, geb. Gräfin Matuschka, und scheint von einem Ableger der Alten Hacke um 1850 zu stammen.



Stegen schwarz emailliert, in der Mitte belegt mit dem plastischen silbernen Haupte Johannes des Täufers, des Dompatrons, in roter Schüssel, und in den Winkeln besteckt mit je einer weiß emaillierten heraldischen Lilie²⁹). Die ganz glatte Rückseite des Kreuzes erhielt nur den eingravierten Spruch *Secura mens iuge convivium*³⁰). Die Wahl dieses Spruches geschah wohl in huldigender Erinnerung an den bedeutenden Breslauer Bischof Sebastian von Rostock († 1671), dessen persönliche Devise er gewesen war³¹).

Am Lätaressonntag (16. 3.) 1692 wurden die Distinktorien nach Beendigung des Gottesdienstes am Hochaltare des Doms durch den Dechanten Ferdinand Leopold Herzog zu Holstein geweiht und an schwacher goldener Kette unter dem Friedenskuß jedem Domherrn umgehängt³²). Die Kette wurde nicht viel später durch ein breites schwarzes Moiréband ersetzt. So sehen wir das Domherrnkreuz z. B. auf dem Bilde des Grafen Anton Lothar von Haßfeldt († 1727) im Breslauer Dom³³) und auf dem Wohlrich'schen Porträt Joseph Sauers von 1867 im Breslauer Alumnat³⁴). Erst Georg Kardinal Kopp stiftete statt der schwarzen Bänder wieder goldene Ketten, wozu Papst Leo XIII. durch Breve vom 3. Juli 1896 seine Zustimmung gab³⁵). Bei den Verhandlungen mit den weltlichen Behörden über diese Änderung wurden die Domherrnkreuze staatlicherseits als vollgiltige Orden gewertet.

Daß das Distinktorium bereits von Bischof Walter (1149—1169) als Orden gestiftet worden, nachher aber in Vergessenheit geraten sei, bis es 1692 „erneuert“ worden wäre, ist natürlich nichts als Fabel³⁶).

Kurzlebiger war das Abzeichen des Glogauer Kollegiatkapitels. Am 14. Oktober 1788 erhielt dieses Kapitel von König Friedrich Wilhelm II. von Preußen die Genehmigung zum Tragen eines Ordens „als ein *signum distinctorium*“. Der Orden zeigte ein weiß emailliertes Kreuz, in

dessen Mitte auf der einen Seite die Verkündigung Mariä (als Titulus des Glogauer Kollegiatdomes) gemalt, auf der andern Seite in blau emailliertem Felde die goldene Inschrift *C. M. G. F. a W. D. S. A. MCXX* (= *Capitulum Maioris Glogoviae fundatum a Woistao duce Silesiae anno 1120*) angebracht war — oder vielmehr unangebracht, da sich sachlich die Behauptung der Inschrift durch nichts erweisen läßt³⁷). Getragen wurde der Orden um den Hals und auf die Brust herabhängend an einem zwei Finger breiten hellblauen Moiréband mit silberner

Einfassung, Mit der Säkularisation von 1810 hörte das Kapitel und damit dessen Orden zu existieren auf. Ein Exemplar des Ordens befindet sich heute zugleich mit der prunkvollen Stiftungsurkunde in der Sakristei des Glogauer Doms³⁸).

Gleichwie die Kollegiatkirche zu Glogau unter den schlesischen die einzige war, der amtlich das Prädikat *insignis* gegeben wurde³⁹), so besaß auch neben ihrem Kapitel kein anderes in Schlesien ein *signum distinctorium*.

Die in Deutschland im 17. Jahrhundert nach italienischem Vorbild entstandenen literarischen Orden haben in Schlesien — trotz seiner zwei Dichterschulen — keine entsprechende eigene Gründung gezeitigt. Inwieweit Schlesier



Breslauer Domherrnkreuz

²⁹) Sechs weiße Lilien in Rot sind das Bistumswappen.
³⁰) Ein ruhiges Gemüt ist ein immerwährendes Freudenmahl. Sprichw. Sal. 15, 15.

³¹) Jos. Jungniß, Seb. v. Rostock, S. 106.

³²) Paul Buchmann, Friedr. Landgr. v. Hessen, Breslau 1883, S. 38.

³³) Abb. in Darstell. und Quellen zur schlesischen Geschichte VII (1908).

³⁴) Abb. b. Jungniß, Jos. Sauer, Breslau 1913.

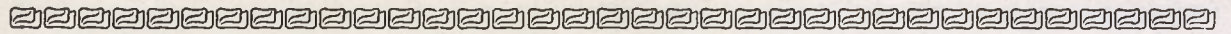
³⁵) Jungniß, Bresl. Weihbischöfe, S. 172.

³⁶) Allgem. Übersicht des Bisth. Breslau [v. Jos. Beyer], Breslau 1802, S. 16, u. C. J. Herber, Statistik des Bisth. Breslau, Breslau 1825, S. 35 f.

³⁷) Vergl. Lambert Schulte, Die Gründung des Kollegiatstifts . . . in Groß Glogau (Ztschr. d. Vereins f. Gesch. Schles. XLVIII [1914] 19—33).

³⁸) Allg. Übers. 21 f.; Herber 37. Die Urkunde teilweise abgedr. b. Maximilian Hilgner, Der Dom zu Glogau, Glogau 1912, S. 32.

³⁹) Dgl. z. B. Catalogus Cleri almae dioec. Wratisl. 1756, S. 11 u. 13.



Beziehungen zu der 1617 gegründeten, seit 1651 auch Palmenorden genannten Fruchtbringenden Gesellschaft hatten, hat Ferdinand Friedensburg erörtert⁴⁰⁾.

Der Freimaurerorden und die mit ihm verwandten Gesellschaften stehen unseren Gesellschaftsorden wesensfremd gegenüber und können darum hier auch in ihren schlesischen Gründungen und Betätigungen außer Acht gelassen werden. Von den Studentenorden, von denen sich zum Teil das Gleiche sagen läßt, ist mir nicht einmal bekannt geworden, ob oder wieweit sie in Schlesien Anklang und Anhang gefunden haben.

Die vorstehende Zusammenstellung möchte gern anregen, alte schlesische Porträts und andere Werke der Kunst und des Kunstgewerbes, vorab solche mit

heraldischem und symbolischem Schmuck, näher daraufhin zu untersuchen, ob sich bestätigende und ergänzende Wahrnehmungen zu unserem Thema finden lassen. Vielleicht gelingt es auch, in Truhen und Vitrinen alter Familien noch Original-Insignien, in Bibliotheken und Archiven noch einschlägige Archivalien, Briefwechsel, Stammbücher oder Gelegenheitsdrucke aufzustöbern. Dann würde ich recht herzlich bitten, mir davon nach Neualtmannsdorf (Kr. Münsterberg, Schlesien) Kunde zu geben.

⁴⁰⁾ Ztschr. d. Vereins f. Gesch. Schles. XXVII (1893) 117—139. Zwei dort genannte Gesellschaftsmedaillen von Schlesiern (Herzog Sylvius Friedrich v. Württemberg-Oels und Georg Schöbel von Rosenfeld) sind abgeb. h. Friedensburg u. Seger, Schles. Münzen u. Medaillen, Breslau 1901, Nr. 2321 u. 4014.

Stunden am Abend

Draußen rinnt Regen, es schlagen die Tropfen gegen erblindete Scheiben. Dunkel dämmert, es treiben die Wolken am nächtlichen Himmel. — —

Wie ich sie liebe, die Schweigenden Stunden, dann, wenn der Lärm des Tages verhallt ist! Wie ich sie liebe, die einsamen Stunden — jene, die langsam kommen auf zagenden Füßen — diese, die leise dich streicheln, den Kummer dir scheuchen von der ermüdeten Stirn.

Der Ofen knistert, die kleine Lampe gibt traulichen Schein.

Über die Bücher hin huscht er und tastet auf goldener Inschrift — es ist wie ein Lächeln.

Verstummt die Gespräche von Arbeit und Alltag. Die Freunde gingen — ich bleibe allein. — —

Ihr meine Stunden am Abend, Schweigende Schwestern!

Nacht ihr mit Garben beladen, kommt ihr mit Lächeln geschmückt?

Unter der Früchte Lasten gebeugt, Schnitterinnen in leuchtender Schönheit!

Victor Jungfer.

Das versunkene Schloß am Zobten

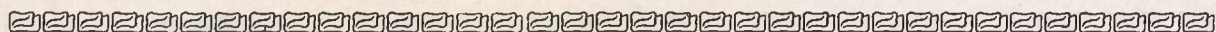
Don Will-Erich Peuckert

Der Goldreichtum des Zobten, den alte Walenwegweiser bezeugen, hat die Volksphantasie stets beschäftigt. Man wußte von einer Höhle im Berge, man sprach von in den Berg verwünschten Geistern, — Bohn hat die darauf bezüglichen Sagen in den Mitteilungen der Gesellschaft für schlesische Volkskunde (XX, 99 ff.) eingehend untersucht, — zu den bereits vorhandenen Sagen steuert nun Dr. Münch aus dem Mund eines Quintaners folgende neue bei, für deren Überlassung ich ihm freundlichst danke.

Einstmals war ein sehr habgüchtiger Mann. Er beneidete jeden Menschen. Er hatte keine Frau und keine Kinder, nur ein großes Gut und viel Hofgesinde. Das Gesinde diente ihm schon sehr lange, bekam aber sehr wenig zu essen und nur etwas Geld. Er aß nur Kartoffeln mit Sirup und noch schlechtere Speisen. Weil es so wenig Lohn bekam, kündigte ihm das Gesinde den Dienst. Der Herr verkaufte die Wirtschaft und kaufte sich ein kleines Gut nahe am Zobten. Das Geld steckte er in einen Kasten. Früh, wenn er aufstand, zählte er das Geld. Jeden Tag mußte er etwas aus dem Kasten nehmen. So verfloss ein Jahr, und die Geldbüchse ging zur Neige. Da kam zu ihm einmal ein Händler, der Stoffe verkaufte. Der Herr ließ den Händler zwar in seine Stube, klagte ihm aber, er habe kein Geld und müsse jeden Tag Betteln gehen. Da sagte der Händler: Sie haben kein Geld? Da kann ich Ihnen sofort helfen. Und er erzählte ihm: Ich bin in der Stadt Zobten geboren. Dort herrschte in einem Dorfe ein reicher Gutsbesitzer. Sein Schloß stand auf einem Berge. Er war sehr gut, aber — geizig. Sein Geld hatte er in der Schlafstube. Einst kam ein alter Greis. Der Gutsbesitzer erkannte ihn nicht. Es war ein Geist. Er bettelte um eine kleine Gabe. Der Besitzer sah ihn und ließ ihn sofort quälen. Man legte den Greis in eine Tonne und ließ ihn den großen Zobtenberg hinunterrollen. Die Tonne sahen zwei Holzhacker. Sie wußten schon, daß eine arme unschuldige Person drin liege. Deswegen legten sie einen Baum hin und die Tonne blieb stehen. Sie wurde aufgemacht.

Der Greis dankte den Holzarbeitern und gab ihnen sein erbetteltes Geld. Dann erzählte er ihnen von dem grausamen Könige und verschwand. Der Besitzer bekam eine große Angst. Als er in der Nacht schlief, ging sein Schloß samt den Einwohnern unter. — Der Händler sprach: Viele Leute haben dort schon eine Höhle gefunden. Sie sind hineingegangen und bis heute noch nicht wiedergekommen. Aber einem Mann ist es gelungen, mit heller Haut aus der Höhle zu kommen. Der hat viel Geld mit herausgebracht. Er lebt heute noch von dem Gelde. Der Habgüchtige freute sich schon über das viele Geld, das er dort holen wollte und gab dem Händler zwei Goldstücke für seine Nachricht. Der Händler ging fort. Als es Nacht war, ging jener mit einem großen Rucksack und einem langen Dolch nach der Höhle. Als er in den Wald kam, fand er eine mittlere Höhle; er kroch hinein, aber es war eine Bärenhöhle. Der Bär schlief und der Mann ging wieder heraus, um die richtige Höhle zu suchen. Er fand sie nun und ging mit dem Dolche in der Hand hinein. Und als er zwanzig Meter gegangen war, fand er eine Tür; auf der stand: Wer hier hinein geht, kommt nimmer heraus. Er klopfte an; die Tür ward geöffnet und zwei Soldaten führten ihn zum Besitzer. Dieser sprach mit scharfer Miene: Erstecht ihn mit seinem eigenen Dolche. Der Mann bat um sein Leben, aber der Besitzer hatte kein Erbarmen. Da wurde der Mann erstochen und war tot.

Dies die Sage nach der Niederschrift des Quintaners Josef Vogel. Sie gibt zu einigen Bemerkungen Anlaß. Zuerst ist klar, daß es sich hier um keine unverfälschte Wiedergabe handeln kann. Ein Motiv wie der Gang in die Bärenhöhle ist der Volkslage, die straff fortschreitet und deren Reiz ihre konsequente Richtung ist, ganz fremd. Sicher spielt hier irgend eine unkontrollierbare Reminiszenz hinein. Daß der Quintaner den Wortlaut nicht sicher hatte, geht ja auch aus den sich kreuzenden Ausdrücken Besitzer, König usw. hervor, wie aus dem Widerspruch: der Besitzer war gut und quält doch Bettler tot.



Aber das ist nicht so besonders wichtig, weil uns noch möglich ist, die alte Sage festzustellen. Sie schimmert deutlich genug durch die moderne Tünche. Es ist die Geschichte von einem Schloß, dessen Besitzer gegen Pilger und Bettler hartherzig war, und das zur Strafe versank. Die Sage ist uns nicht fremd. Sie kommt in Schlesiens verschiedentlich vor (vergl. meine Sagen St. 65 und 269; Kühnau Nr. 1724 ff.) Dazu tritt eine Ergänzung: Ein Geiziger, nach Schätzen lüstern, unreinen Herzens, wagt sich in die Unterwelt und wird von ihren Geistern getötet. Auch das ist eine geläufige Sage (meine schlesischen Sagen St. 130, Kühnau 1739). Das Neue daran ist, daß diese Sage auf den Zobten übertragen worden ist; denn wenn der Bettler in einem Faß den Berg hinuntergerollt wird, so muß das Schloß auf dem Berge gestanden haben. Mit diesem Schloß auf dem Zobten wird nun eine Höhle in Verbindung gebracht, welche durch eine Tür verschlossen ist. Über der Tür steht ein Verbot einzutreten, oder, wenn wir so wollen, eine Warnung. Von dieser Schatzhöhle am Zobten ist oft die Rede; Bohn hat in den Mitteilungen darüber gehandelt und fast in allen Zobtensagen wird sie erwähnt. Die schlesischen Provinzialblätter von 1810, Bd. 52 St. 120 suchen sie rechts unter dem Gipfel; sie ist eine aus Felsblöcken zusammengesetzte Kuppe. Da wo der Weg ihr am nächsten kommt, ist an ihrem Fuß eine etwa $1\frac{1}{2}$ Ellen breite und 3 Ellen tiefe Spalte. Das Merkwürdige aber ist, daß in den Sagen und schon in den Walenwegweisern von einer Tür die Rede ist, welche die Höhle schließt. Die Tür wird auch an andern Schatzorten erwähnt und zwar sehr häufig an solchen, welche durch Walen Nachrichten ausgezeichnet sind. Schwarz suchte im Wandrer 1881 die Tür aus dem Gewitter zu deuten, wie er ja Deutungen der Mnthen und Sagen aus meteorologischen Ereignissen gern betrieb; diese haben wahrscheinlich aber nichts mit der Tür zu

tun. Doch muß sie eine besondere Bedeutung haben, dafür spricht ihr nicht zufälliges Vorkommen in den erwähnten Schatzsagen.

Auch in der Sage von den drei Männern im Zobten, die Franckenberg um 1650 in der Thorner Ausgabe der Böhme-Schriften veröffentlichte, wird diese Tür erwähnt. Und es ist seltsam, daß eben in dieser Sage wieder die Tür genannt ward und daß es in ihr (Peuckert, Das Leben Jakob Böhmes St. 114) heißt: Wie auch die Historien in der Schlesischen Chronika vom Zottenberge und dem darauf zerstörten Raubschlosse noch heut zu Tage bezeugen. Es handelt sich nämlich um die Erklärung, was die drei Männer im Zobten bei Leibesleben Böses getan.

Diese Sage des 17. Jahrhunderts berichtet also von einem zerstörten Raubschloß auf dem Zobten; die Räuber oder Bewohner dieses Schlosses sind in den Berg vertan; sie sitzen in einer Höhle und hinter ihnen liegen Waffen, verweste Materie, Jahrmarktskram und Menschengebeine. Mir scheint, daß doch ein — wenn auch nicht sehr großer — Zusammenhang zwischen der von Dr. Münch ermittelten Sage und jener, die wir durch Franckenberg erhielten, besteht. Wenn man sehr klauberisch sein wollte, so könnte man sogar die Zahl der Personen in der Sage von den drei Männern und der neugefundenen in Übereinstimmung bringen.

Ob freilich damit ein Licht auf Franckenbergs Sage fällt?

Ich lasse das vorläufig dahingestellt. Man muß abwarten, ob wir nicht doch noch mehr Material erhalten können, das eine sichere Deutung ermöglicht. Die Zobtengegend ist — wenn auch das Gegenteil versichert wird — immer noch nicht ausgeschöpft. Und es besteht gewiß die Möglichkeit, daß wir eines schönen Tages alles das erhalten, was uns noch fehlt, um eine lückenlose Sagen Geschichte aufstellen zu können.

Lissy G. ins Stammbuch

Unsre Spuren im Winterwald
Sind, da ich schreibe, lang verweht.
Durch weiße Schneisen, einsam und kalt,
Der Atem der Berge geht.

Flüchtige Spuren zeichnet der Ski,
Zeichnen wir in der Erde Gefild,
Gleiten dahin und verlieren doch nie
Einen Berg, einen Baum, ein Bild . . .
O. E. Meyer

Spiznamen in Schreiberhau i. R.

Don Ollh O l t m a n n s, Schreiberhau.

Als der liebe Gott anno dazumal die Menschheit erschuf und seine Ebenbilder wohlbenamset in alle Winde entlassen hatte, erschien noch ein Trupp, der voreilig, ohne Namen, sich ein liebliches Fleckchen Erde unter dem Reisfräger gesichert hatte.

Durch göttlichen Funkspruch waren sie zurückgerufen worden, aber tagelang hatte es gedauert, bis die Gesellschaft vollzählig war; ein langer Zug war es, und als die letzten in der Prentschelschen Schnapsbrennerei in Petersdorf eintrafen, waren die ersten lange besoffen.

Gottvater war in so arger Verlegenheit, daß er selbst den wenig taufwürdigen Zustand manches seiner Kinder über sah. Alle Namen schon vergeben!

Doch halt! Hier ein voller Sack: 500 Liebig. Da, ein reichlicher Rest: 300 Eyner, ungezählt. Und hier eine ganze Hücke voll Matteredne und Adolfs. Bitte, hier ein anständiger Bodensaß Simon.

Nun, so langsam kam jeder zu seinem Rechte.

Allerdings ein ganzer Ortsteil in der unzulänglichsten Höhe der Berge blieb vergessen: Strickerhäuser. Lange nach dieser Zeit traf ein Liebig auf dem „Toten Mann“ einen Menschen, der die Frage nach seinem Namen mit einem verlegenen Grinsen beantwortete. Die Dinge klärten sich langsam. Der Namenlose war aus den Strickerhäusern. Gewiß, seine Kolonie habe dereinst den Gestellungsbefehl erhalten, aber gerade an den paar Tagen, wo hier oben die Sonne so schön das Gras dörre, die Arbeit liegen lassen, das sei doch nicht gegangen, sie seien daheim geblieben, um zu heuen. Und dieserhalb heißen noch heute alle Menschen in Strickerhäuser Heuer, auch wenn sie sich Höyer schreiben.

Wie findet man sich nun in unserem Dorfe durch die hunderte gleichnamiger Zeitgenossen hindurch?

Durch Vornamen, Beruf und Eigenschaften.

Die erste Gruppe ist die bedeutungslose, jugendliche oder ohne irgendwelche Vorzüge. Ihr als alter Mensch noch anzugehören, ist ein Armutszeugnis. Schon gewichtiger tritt die zweite Kategorie auf; der Liebig-Schlosser, der Post-Eyner, der Adolf-Maler, der Büttner-Schuster sind Namen voll Klang. An dieser Gruppe haben Frauen wie die Näh-Weise,

die Linke-Brotfrau oder die Spinn-Kuhnt reichlichen Anteil.

Aber Hut ab vor den Namen mit Eigenschaften, jetzt kommen die gewichtigen Repräsentanten unseres Volkes.

Ihre Registrierung ist teilweise lebensgefährlich, und ich beginne dieses Kapitel erst nach entsprechender Sicherung durch eine Lebensversicherungspolize. Außerdem werde ich jetzt meinen Abendstoppfen zu Hause trinken . . .

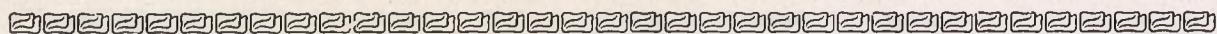
In unserer Gegend gab es einen Liebig, dem ein wuchtiger Nußbaum das Haus beschattete. Natürlich hieß er Nußbaum-Liebig. Als aber dann sein Stammbaum der Art zum Opfer fiel, erhielt auch der Name die entsprechende Korrektur, und wenn du heute den „umgehackten Nußbaum-Liebig“ suchst, kannst du ihn selbst schon näher beschreiben.

Wir haben einen Nußbaum-Liebig edlerer Art. Vor Jahrzehnten, als noch ausnahmslos der biedere Dorfstichler den Jungvermählten die Ausstattung aus derbem Kiefernholz, mehr dauerhaft als schön, zusammen nagelte, brachte ein neugebackener Ehemann namens Liebig richtige nußbaumerne Möbel aus der Stadt. War es nicht ein Ausfluß berechtigten Stolzes, wenn er jeden Bekannten fragte: „Huße mane schienen Nußbaummöbel schon gesehen?“ — So lebt heute noch in seinem Namen die Erinnerung an einen kulturellen Fortschritt unseres Ortes fort.

Natürlich haben wir bei der reichen Verbreitung der Baumart hier einen Linden-Liebig, sein Namensvetter aber, der Silber-Liebig trägt in unsere papierene Zeit den Klang des edlen Metalles, welches sein Vater einst als Maler auf der Josephinenhütte verarbeitete.

Wie in illustren Kreisen die Anzahl der Orden und Ehrenzeichen ausschlaggebend ist, sind es bei uns die Namen.

Der Liebig Julius verdankt seinen Namen als Felsbauer dem stattlichen väterlichen Erbteil, er avancierte zum Fuhner-Liebig, als die stattliche Wirtin des „Zackenfall“ ihm die Hand zum Lebensbunde reichte, weswegen er aber zum „groben Julius“ wurde, wird er jenen, die nicht allzu zart



befaitet sind, gewiß gern selbst erzählen. Ich bitte entschieden, mich nicht als Referenz anzugeben. Vielleicht aber wird der Schreck des Neugierigen noch größer, als jener eines großen Tieres, das einst inkognito mit Adjutanten in unscheinbarem Zivil das Gasthaus betrat, und dem Julius Leutselig entgegenbrüllte: „Nu, ihr vasluchten Kaolle, was wullt denn ihr do, huts denn sunste kein Wirts-
haus ei em Durfe als das meine?“

Bei all den vorstehenden Beispielen ist die Identifizierung noch leicht, sie wird aber für den Ortsfremden fast zur Unmöglichkeit, wenn ein Einheimischer hier nur unter einem ganz anderen Namen als seinem in der Taufe empfangenen bekannt ist.

Vor Jahren weilte ein Beamter der Josefinenhütte namens Max Liebig auf der Leipziger Messe. Ein Messebekannter will ihn auf einer Reise durch Schreiberhau besuchen. Fragt, hier angekommen, einen Bahnbeamten: „Können Sie mir sagen, wo hier der Max Liebig wohnt?“

„Liebig Maxe, sie meenen den Sprenger-
erdmannskaolle — — —“

„Nein, nein, Herrn Max Liebig, Beamter auf der Hütte!“

„Jo, jo, das ist da Sprengererdmannskaolle, da gieh'n sie asu“, und der Eisenbahner beschreibt den Weg des näheren.

Der Fremde ist baff und bezweifelt nicht ganz ohne Grund die geistige Zurechnungsfähigkeit des Auskunftgebenden. Kopfschüttelnd setzt er seinen Weg fort. Eine alte Frau erscheint ihm zuverlässiger.

„Da Sprengererdmannskaolle, zu dam wull'n sie, da ist jo mein Nubber, jo, jo, da ist auf der Hütten, do gieh'n sa do nunter zur Post, da komme sa zum Schenkenstein, do gieh'n sa über die Brücken, und da wohnt a.“

Der Fremde verzweifelt, alles was er fragt, dirigiert ihn zum Sprengererdmannskaolle. Fast gegen seinen Willen kommt er in dessen Wohnung und findet den — — Max Liebig.

Der Irrtum klärt sich schnell, der Gesuchte ist unter dem Namen des Sprengererdmannskaolle seit Jugendzeiten bekannt. Woher nun der Name?

Liebig-Dater war Glasprenger auf der Hütte, und Erdmann sein Vorname. Hieß also Sprenger-

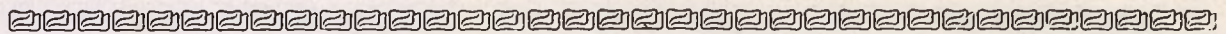
erdmann. Das Wort Kaolle spielt im Wortschatz unserer Gebirgler eine große Rolle, richtig übersetzt heißt es Kerl, also: der Max Liebig ist dem Sprenger Erdmann Liebig sein Kerl (Junge).

Den Vornamen Karl sprechen die Einheimischen Korle, und spricht man hier von Maurer Karl Liebigs Söhnen, so heißt es, das sind Mäuerkorles Kaolle.

Gebirgsreisende sehen in jedem Eingefessenen ein Stück Wetterpropheten. Liegt auf dem Gebirgskamme eine lange, sich nach beiden Seiten zuspitzende Wolke, nennt man es den Hocht. Steht aber eine Wolke mit der Spitze am Kamm, mit dem Schweif aber quer über das Tal, so ist das die Mochergotelwolke. Der Ursprung des Namens liegt um Generationen zurück. Damals lebte im Niederdorfe ein Bauer Gottlieb Mochig. Sein Steckpferd waren Wetterdiagnosen, und besonders wenn das Wolkengebilde wie eine ungeheure Kralle über dem Zackental lagerte, wußte Mochergotel, wie er in der Nachbarschaft hieß, schreckliche Dinge über Gegenwart und Zukunft zu sagen. Ihn selbst deckt lange der grüne Rasen, die Mochergotelwolke ist unvergänglich.

„Quatsch nee“, ist eine populäre heimische Redewendung und heißt in vornehmer hochdeutscher Übersetzung „rede nicht so viel“. Daß der gewichtigste Vertreter der zahlreichen Familie Krause seinen Namen „Quatschneekrause“ nicht ob seiner Schweigsamkeit bekommen hat, erscheint verständlich, wie man sich auch denken kann, daß der „Schieber-Krause“ zeitlebens unter den Nachwirkungen des Krieges zu leiden haben wird.

Etwas außergewöhnlich waren die Umstände, die mir vor Jahren die Bekanntschaft des „Ziegen-Eyner“ eintrugen. Es war im Winter. Bei hohem Schnee rodelte ich den recht kurvenreichen Weg zum Niederdorfe hinunter. Wohl um meine Meisterschaft zu zeigen, gefiel ich mir dabei in allerhand Kapriolen. Ein kurzer Zuruf, plötzlich lag ich im Schnee, eine Rodel sauste mir über den Körper, ein altes Weib wälzte sich an meiner Seite, ich aber hielt instinktiv eine feiste Ziege umklammert, deren Gehörn mir recht unsanft die Backe schrammte. Was ich von der alten Mutter an Liebenswürdigkeiten einstecken mußte, will ich verschweigen, ich bin nicht eitel; schwer nur lastete es mir nachher lange auf



dem Gewissen, als mir die Alte später einmal erzählte, sie habe den Weg mit ihrer Ziegenjungfrau zum Ziegenjüngling des „Ziegen-Eyzners“ noch einmal machen müssen, da meine Rodelstümperei ihrem Siebling die ganze Liebe verschlagen habe. Wenn ich heute jemand mit der Ziege auf dem Schoße bergabwärts rodeln sehe, weiß ich immer den Kurs....

Humorvoll wie die Namen sind ihre Träger; die Alteingesessenen sind nur eine große Familie, und wenn sie sich gelegentlich schimpfen, zeigen sie nur, wie lieb sie sich haben.

Als in den kritischen Nachkriegstagen die Revolutionswellen hoch gingen, kam ein strammer Linksseiter zur benachbarten Kaufmannsfrau: „Du, Olga, ich wullt der blus wos sahn. Ma müsse Revolution mache, die ei Harschbrieg (Hirschberg) hans gesat, ober da mir doch nich ei unserm Durfe Revolution machen können, giehn ma nach Piettschdorf (Petersdorf) un da Pitschdurfer kommen da nauf. Bei dana sahn aber a su vasluchta Roglöffel, i sull darsch blus sohn, nahm doch die zwee dicka Wirschts aus dem Schaufenster, die Kaolle kunnten ja dar wirklich wegnehma“.

Obschied vu dr Heemte

Sab wuhl du wunderschiene Heemte,
Mit all denn Freedem, Lust und Glick.
Monch Stindel ich bei dir vertreemte,
Wie garne denk ich droan zerrick.

Ich kenn bei dir a jedis Pläzgel
Ei Pusch und Feld ann jeden Steen,
Wie ufte soach ich mit mem' Schäzgel,
Om Wiesenwäg su ganz alleen.

Wie ufte hoa 'ch ei nächt'ger Stunde
Wull denner Stimme still gelauscht,
Hoa mit a Sterndeln ei der Runde
Gor vill Gedanken ausgetauscht.

Hoa oa dr Äldern schlichtem Giebel
Dum Kärchhof dich su uft betracht,
Mir wor as wär'ch derheem eim Stiebel,
Wenn Sunne mer eis Harz gelacht.

Und winkte wie zum Abschiedsgruße,
De Sunne dir vo Farne zu,
Do stieg dr Obend aus'm Ark'nschuße
Und bruchte Fried' und Himmelsruh.

Du worschei mei Truust, mei eenzig Glicke,
Wirschts ei dr Fremde immer blein,
Und kumm ich eenstins noat zerrick,
Sullst du mer wie a Mutterl sein.

Que is Willem.

Dr Ommer

Die Sunne brennt heech kee Winkel nich zieht,
Ich wander durchs Feld, dr Sandwäg glicht.

Ich seh mich oan Keen und ruhe mich aus,
Sah ieber de Felder eis Weite naus.

Ich sah de Birke mit lichtem Grien,
Wie anne Jungfer dicht naber mer stiehn.

Ich hiere 'm Ommer sei Sähnsuchtslied
Und fiehle, wie doas mersch zu Harzen gieht.

Ich hiere doas Lied, ich kenne da Sang,
Mir wird ims Harze su eehse bang.

Denn ich wiß wu dr Ommer eenst sang,
Wu mer de Liebe eis Harze drong,

Wu's Madel vu Glicke und Treue sproach
Und bahle is Schicksaal a Ring zerbroach.

Ich wiß wull warum doas Sähnsuchtslied,
Mer gor asu ze Gemitte gieht!

Que is Willem.

Die schlesische Gebirgslandmiliz unter Friedrich dem Großen

Don Rektor Schindler - Bolkenhain.

Als Friedrich der Große 1741 Schlesien zur preussischen Provinz erklärt hatte, war er zuallererst bestrebt, die Einwohner des neuen Gebiets durch die erdenklichste Rücksichtnahme in die neuen Verhältnisse langsam einzugewöhnen. Ein schwieriger Punkt in dieser Frage war das Militärwesen. Die Schlesier waren unter österreichischem Regiment von persönlicher militärischen Leistungen fast ganz verschont geblieben. Dagegen wurde in Preußen jeder brauchbare junge Mann mit Ausnahme von „Leuten von Kondition oder Mitteln, Kaufleuten, Manufakturiers, angesessenen Bürgern und Bauern und einzigen Söhnen“, enrrolliert, d. h. zum Militärdienst eingezogen. In den ersten Jahren unter neuem Regime sollte jede drückende oder gewaltsame Enrollierung in Schlesien vermieden werden.

Ganz besondere Schonung aber sollten, wie dies verschiedene königl. Edikte aus den Jahren 1741—45 anordnen, die sog. sechs schlesischen Gebirgskreise erfahren. Den Kreisen Hirschberg, Landeshut-Bolkenhain, Schweidnitz, Jauer, Reichenbach und Löwenberg-Bunzlau sollte eine Ausnahmestellung zugestanden werden: Der König wollte mit Rücksicht auf die Leinenindustrie im Gebirge die jungen Leute der um ihre Existenz schwer ringenden Weber-, Walker- und Bleichersfamilien durch mehrjährigen Militärdienst nicht entziehen, um die Leinenindustrie nicht zugrunde zu richten. Die arme Gebirgsbevölkerung durfte sich nämlich der besonderen Gunst und Befürwortung des damaligen Chefs der Provinzialverwaltung, des Etatsministers von Münchow, erfreuen, der dem Könige Vorschläge über jene Ausnahmestellung unterbreitete.

Diese gingen dahin, daß die sechs Gebirgskreise zusammen alljährlich im Januar 60 Rekruten zu stellen und zum Schutze des eignen Gebiets eine Landmiliz von 2000 Mann zu errichten hatten. Die Stellung der 60 Rekruten, über deren Aufbringung keine Bedingungen gestellt waren, machte keine Schwierigkeit. Anders die Formierung der Landmiliz! Folgende Grundsätze wurden zur Durchführung empfohlen: Die Miliz soll sich durchweg aus freiwilligen, gutbeumeinten Angeseßenen bis zum Alter von 50 Jahren rekrutieren. Zwang soll durchaus ausgeschaltet bleiben. Sie muß so organisiert werden, daß sie im Ernstfalle imstande ist, ihr Hab und Gut selber gegen den Feind schützen zu können. Die führenden Offiziere stellt der eingeseßene Adel, die Stellen der Leutnants sollen mit bemittelten Beamten, die der Unteroffiziere aus rüstigen Ortschaften besetzt werden. Es werden 20 Kompanien gebildet, die mit den Offizieren zusammen 2160 Mann zählen.

Die Bewaffnung wird aus eignen Mitteln bestritten, nur ausnahmsweise können im Notfalle Gewehre und

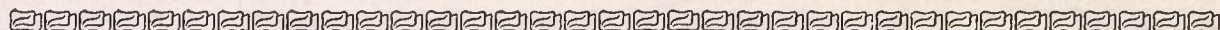
für unbemittelte Offiziere Degen aus den Zeughäusern geliefert werden. Während eines Krieges ist von dort her auch die Munition zu beziehen. Zur Kenntlichmachung dieser Art Militärs wird das Tragen einer grünen Kokarde am Hut und einer schwarzen Halsbinde empfohlen. Den Offizieren wird ein schwarzweißseidenes Portepée zu tragen gestattet.

Eine Entschädigung von staatswegen für Zeitversäumnis wird für die Mannschaft nicht in Aussicht genommen; für sie und ihre Familien haben ihre Gemeinden zu sorgen. Was man ihnen aber versprechen will, ist die Lieferung von 6 Achteln Bier aus der Kriegskasse für je 2 Tage der Frühjahrs- und Herbstübung. (Also täglich 3 Achtel für 125 Mann!)

Über die militärische Ausbildung bestimmt eine Königl. Ordre, daß während der 5 Sommermonate die Unteroffiziere ihre Korporalschaften (20 Mann) an Sonntagen zusammenziehen und mit ihnen Exerzier- und vor allem Schießübungen auf die Scheibe vornehmen sollen. Solche Zusammenkünfte sollen als „Spezialrendezvous“ in einem für alle Mann einer Korporalschaft bequemsten Orte stattfinden. Alljährlich im Frühjahr und Herbst werden zweitägige „Generalrendezvous“ einberufen. Zu diesen Übungen müssen sich sämtliche Kompanien auf dem für sie bestimmten „Revueplatz“ einfinden. Geppersdorf bei Liebenthal, Tief Hartmannsdorf bei Hirschberg und Freiburg (hierher hatte sich auch die Waldenburger Kompanie zu stellen) werden als Revueplätze vorgeschlagen.

Auch über die Art der Einberufung im Falle eines Krieges waren genaue Vorschriften gegeben. Jeder Capitaine (Kompaniechef) schickt 6 Ordre-Zettel durch Boten in die 6 nächstliegenden Dörfer. Jeder der Ortschaften dieser Dörfer gibt jene Ordre auf dem schnellsten Wege wieder an die folgenden Orte weiter. Auf diese Weise, meinte man, könnten die Kompanien schon 48 Stunden nach der Befehlsausgabe auf dem Generalrendezvousplatz eintreffen.

Nun die praktische Durchführung aller dieser Vorschläge! Der König hatte gehofft, innerhalb eines Vierteljahres die Miliz schon kriegsfähig zu sehen. Daran aber war bei der gänzlichen Unerfahrenheit auf diesem Gebiete gar nicht zu denken. Zunächst schien die ganze Sache an der Soldfrage zu scheitern. Es war ja klar, daß Familienväter ohne jegliche Unterstützung für sich und ihre Familien sich nicht freiwillig stellen wollten. Die von den Gemeinden in Aussicht gestellten Entschädigungen reichten aber bei weitem selbst für Weg- und Zehrgehalt des Mannes nicht aus. Wovon sollten aber Weib und Kind sich ernähren? Auch war man allgemein der Überzeugung, die gegenwärtige Ausbildung in der



Milizgruppe verpflichte zum späteren zwangsweisen Eintritt in die wegen der eisernen Disziplin gefürchtete preußische Armee. Und diese Vermutung konnte nicht locken. Zudem stieß man noch in der Gewinnung geeigneter Offiziere auf Schwierigkeiten. Nur unter der Bedingung, daß man in Rang und Gehalt den königlichen Offizieren gleichgestellt würde, wollte man in die Milizgruppe eintreten. Also mit der beabsichtigten Freiwilligkeit kam man nicht zum Ziele. Da ordnete der König die zwangsweise Rekrutierung an, jedoch immer noch mit der rücksichtsvollen Einschränkung, daß die Gemeinden nur für die bestimmte Zahl von Mannschaften zu sorgen hätten, ganz gleichgültig, wie diese beschafft würden. Die Gemeinden mußten sich fügen. Anfänglich suchten sie dem ersten „Königl. Reglement“ noch dadurch zu genügen, daß sie aus der Reihe der „Wirte“ (eingesessenen Bürgern und Bauern) das Los bestimmen ließen. Die häufigen, zuweilen auch begründeten Reklamationen aber führten schließlich zu dem Brauch, von der bisher geforderten Unbescholtenheit und Eingeseßtheit fernerhin abzusehen und auch fremde, nicht immer einwandsfreie Elemente anzuwerben und in die Miliztruppen einzureihen. Hierdurch wurde selbstverständlich die anfängliche, edle Absicht der Selbstverteidigung der Scholle illusorisch.

Endlich aber waren die Kompanien soweit formiert, daß im Jahre 1744 die erste große Herbstrevue abgehalten werden konnte. Die Waldenburger Kompanie wurde von Baron von Zedlitz aus Waltersdorf auf den Paradeplatz nach Freiburg geführt. Als seine beiden Leutnants werden Gräßner und Hensig aus Waldenburg genannt.

Als eine der erst- und bestgeordneten Kompanien wird die Friedlandsche erwähnt, deren Kapitäne der rühmlichst bekannte von Winterfeldt aus Schweidnitz war. Sie hat sogar einen Trupp österreichischer Soldaten über die böhmische Grenze zurückgeworfen, zu einer Zeit, als die meisten übrigen Kompanien über ihre kümmerlichen Anfänge noch nicht hinausgekommen waren.

Als im Herbst desselben Jahres der König zum Schutze der schlesischen Grenze die Miliz plötzlich aufbot, da fürchtete man an den verantwortlichen Stellen einen großen Versager dieser Einrichtung. Münchow wandte, um nur alle Mannschaften möglichst vollständig zusammen zu bekommen, eine List an. Nicht zum Kampfe, sondern zu einer harmlosen Herbstübung berief er ein: „Da Seine Königl. Majestät allergnädigst resolviert, daß die Landmiliz nunmehr, nachdem die Saatzeit völlig vorbei und der Landmann sich besser als acht Tage nach Michaelis abmüßigen könne, den 13. November auf dem Generalrendezvous bei X. zusammengezogen und im Schießen exerziert werden soll, als wird dem Capitaine N. hiermit aufgegeben —“ und nun wird nähere Instruktion erteilt. Trotz dieser Vorsicht und Verheimlichung des wirklichen Tatbestandes — einige Kapitäne hatten auf das Bedenkliche solcher Verschleierung warnend hingewiesen — sicherte doch das Gerücht im Lande durch, daß ein neuer Krieg (der 2. schlesische) in Sicht sei und die Miliz ins Feuer müsse. Es herrschte die ganz natürliche allgemeine Abneigung, gegen Österreich zu kämpfen. Münchow war der Überzeugung, daß die Miliz ein für den Krieg gar zu unzuverlässiges und dienstlich unbrauchbares Werkzeug sei und sandte deshalb einen aufklärenden Bericht an den König. Dieser gab, wenn auch sehr enttäuscht, in letzter Stunde den Befehl, von einer vorläufigen Mobilmachung der Miliz abzusehen. Einzelne Kompanien wurden allerdings hin und wieder mobil gemacht, meist nur zum Schuß gegen herumschweifendes Kriegsgefindel.

Auch die späteren ernstlichen Versuche von Winterfeldts einer gründlichen Umgestaltung und unbedingten Brauchbarmachung dieser in der preußischen Geschichte einzig dastehenden Einrichtung blieben erfolglos, so daß selbst im siebenjährigen Kriege trotz des starken Bedarfs an wehrfähigen Mannschaften keine Mobilmachungsorder an die Miliz erging. Damit war ihre zweifelhafte Glanzzeit schon vorbei. Im Jahre 1770 trug man sie zu Grabe — die seit ihrer Geburt kränkelnde Gebirgsmiliz.

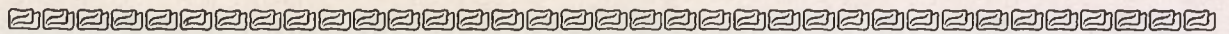
Wintergang

Der Winter pocht an mein Haus,
Die Stunden weinen sich blind,
Ich trete hinaus
Auf die Straße im Abendwind.

Ich trete hinaus in den Wind,
Ein Tor springt auf, und der Friedhof droht,
Bleich steigt aus dem Grabe ein Kind,
Da gleitet ein Schatten, da reitet der Tod!

Ich fliehe durch Wald und Schnee,
Die Lichter erlöschen im Tal,
Die dunkle Allee
Umstellt meinen Fuß mit Qual.

Die dunkle Allee zerbricht,
Die Liebste harret und richtet das Mahl.
Im Spiegel erscheint ein Gesicht,
Da splittern die Gläser, da zittert der Saal . . .
H e l m u t h R i c h t e r.



Von dem einzigen Heldengrave auf dem Plane des Schlachtfeldes an der Raxbach vom 26. August 1813

Don Georg Schöber

Bei der grundlegenden Bedeutung, die der Schlacht an der Raxbach für den Feldzug des Jahres 1813 zukommt, könnte es verwundern, daß auf dem ganzen Plane des Schlachtfeldes heut nur ein einziges Heldengrab zu finden ist. Das ist nicht etwa die Ruhestätte des durch Mosens Gedicht verewigten „Trompeters an der Raxbach“, der noch mit erlöschendem Atem das Signal „Diktoria“ geblasen haben soll, sondern das Grab eines anderen jugendlichen Helden, der bei einem Verfolgungsgefechte am Hedwigsbusche bei Röchlitz im Kreise Goldberg fiel und hier unter einem Steindenkmäl ruht. Eine an der Kirchhofsmauer im Dorfe eingelassene zugehörige Tafel hat folgende Inschrift:

„Gustav Hombert,

geboren zu Berlin am 18. September 1796; er schloß sich, einer der Ersten, in einem Alter von 16 Jahren freiwillig den Vaterlandsverteidigern an, diente bei dem 2. Leibhusarenregiment, erwarb sich durch ausgezeichnete Tapferkeit das eiserne Kreuz und den St. Georgsorden und fiel als Opfer für König und Vaterland in einem Vorpostengefecht am 28. August 1813.“

Hält man diesem Bilde die Beobachtung entgegen, wie auf schlesischem Boden auffallend viel Einzel- oder Massengräber aus derselben Zeit von gefallenen oder auf dem Annarsch zum Kriegsschauplatze verstorbenen Russen zu finden sind, so könnte man sich in gewissem Sinne leicht zu mißbilligenden Bedenken geneigt fühlen. Aber es müßte als gänzlich verfehlt bezeichnet werden, wollte man daraus den Schluß ziehen, daß das Vaterland gegen die eigenen Söhne keine Dankespflicht empfunden hätte.

Zwei gewichtige Gründe rechtfertigen vielmehr die scheinbare Vernachlässigung der Ehrenpflicht gegen die

preussischen Heldenjöhne. Einerseits lag es an der damaligen Verarmung des Vaterlandes, an dem so viele wirtschaftliche Wunden zu heilen waren, daß auf Gräberpflege und Grabdenkmäler die Mittel nicht mehr hinreichten. Andererseits hatte Friedrich Wilhelm III. für die im Freiheitskampfe Gefallenen eine allgemeine Ehrung vorgesehen. Schon nach der Schlacht bei Groß Görschen erließ der König von Dresden aus unterm 5. Mai 1813 eine „Verordnung über die Stiftung eines bleibenden Denkmals für die, so im Kampfe für Unabhängigkeit und Vaterland bleiben“. Hiernach sollte jeder Krieger, der den Tod für das Vaterland erlitten habe, durch ein auf Kosten des Staats in der Regimentskirche zu errichtendes Denkmal geehrt werden. Als Denkmal war eine einfache Tafel vorgeschrieben, oben mit dem Bilde des eisernen Kreuzes verziert, welche die Aufschrift zu enthalten hätte: „Die gefallen Helden ehrt dankbar König und Vaterland. Es starben den Heldentod aus dem . . . Regiment“, und unter derselben die Namen der Geliebten, mit Bezeichnung des Ortes und des Tages, die Zeugen ihres rühmlichen Mutes waren. Außerdem aber sollte überhaupt für alle, die auf dem Bette der Ehre starben, in der zuständigen Heimatskirche eine ähnliche Tafel auf Kosten der Gemein den errichtet werden mit der Aufschrift: „Aus diesem Kirchspiele starben für König und Vaterland . . .“

Und so sehen wir noch heut in allen preussischen Garnison- und Ortskirchen diese Denkmäler der Dankbarkeit des Königs und des Vaterlandes und finden die Namen derjenigen, welche unter dem Wahlsprüche: „Mit Gott, für König und Vaterland“ den Heldentod für unsere Freiheit und Preußens politische Existenz gestorben sind.

Mißhandlung eines Scharfrichters

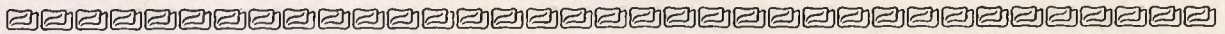
Don Georg Schöppe

Albrecht Keller erzählt in seinem Buche der Scharfrichter in der deutschen Kultur S. 163 ff, welchen Mißhandlungen ein Scharfrichter seitens der Zuschauer ausgesetzt war, wenn die Hinrichtung nicht glatt von statten ging. Er wurde ausgepiffen, beschimpft, mit Steinen geworfen, zuweilen von den Wütenden getötet.

Eine Geschichte dieser Art hat sich auch in Breslau zugetragen. Am 5. November 1626 wurde eine Kindsmörderin, Margarethe Hantsche, auf dem Rabenstein hingerichtet. Drei Streiche mußte der Scharfrichter führen, ehe er den Kopf herunter bekam. Darüber waren die Freunde der Gerichteten ergrimmt. Sie schrieen, der Scharfrichter habe gerichtet wie ein Schelm,

warfen ihn mit Ziegelsteinen, versuchten mit der Axt die Tür zum Rabenstein zu erbrechen, um über den Unglücklichen herzufallen. Er aber konnte vom Rabenstein nach der Stadt entweichen und, bereits verwundet, sich in das Haus eines Rademachers retten. Hier ließ ihm die Menge keine Ruhe, teils lockte sie ihn durch Versprechungen heraus, teils stießen sie ihn, warfen ihn zur Erde, und durch einen Schlag mit einer Axt wurde er getötet.

Besonders Thomas König aus Gabitz hatte sich bei dieser Heldentat hervorgetan; auch den tödlichen Streich geführt. Dafür wurde er am 15. Juli 1628 mit dem Schwert gerichtet. —



Spätromanische Steinbildnereien im Niederschlesischen Museum zu Liegnitz
Phot. Paul Marlin

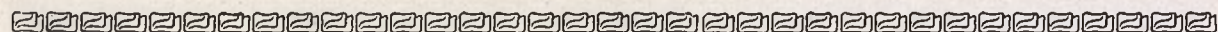
Romanik im Kaßbachtale

Don Arnold Zum Winkel.

Wann und wo ist das Kaßbachtal besiedelt worden? — Mustern wir die Ortsnamen, so ergibt sich, daß alle Orte am Oberlauf der Kaßbach von der Quelle bis zum Austritt aus den Dörbergen deutsche Namen führen. Unmittelbar am Höhenrande beginnt der slawische Typ mit dem Goldgräberdörflein Kopatsch. Da auch die vorgeschichtlichen Fundstellen oberhalb Goldberg sehr selten sind, so ist anzunehmen, daß das obere Kaßbachtal seine Kultur der deutschen Besiedlung verdankt, während die der Ebene auf einer primitiven slawischen Kultur gelegentlich der Wieder-Eindeutschung begründet erscheint.

Ob die christliche Kultur durch deutsche oder böhmische Benediktiner ins Obertiefeland getragen wurde, ist unerheblich, denn die Böhmisches Mission wurzelte in Regensburg. Jedenfalls bestand früh eine Benediktiskapelle in Liegnitz, die schon 1149 nach einer formell zweifelhaften, inhaltlich unbestrittenen Dingenzurkunde Dörfer und Einkünfte besaß. Wenn etwa gleichzeitig eine Pfarrkirche St. Marien erwähnt wird, so haben wir in beiden Fällen schlichteste Holzbauten anzunehmen.

Die Benediktiskapelle dürfte, wie so viele älteste Heiligtümer des Ostens, auf einer Insel im Schwarzwasserbruch angelegt sein, wo die „Burg“, d. h. die



uralte, aus Ringwall und Pfahlwerk bestehende Zufluchtsburg des Marktsleckens *Legnica* stand; denn später erscheint sie als Burghapelle.

Freilich nicht lange als Kapelle St. Benedikts allein. Denn als die Burg von Herzog Boleslaw I. ausgebaut wurde, übergab er die Kapelle den Prämonstratensern, die 1190 in das Dinzenkloster vor Breslau eingezogen waren. Diese fügten dem älteren Schutzheiligen den St. Laurentius hinzu, und schon 1201 erscheint jene als Lorenzkapelle, während sie späterhin die Namen beider Heiligen führt. Der Übergang in den Besitz des Ordens der Prämonstratenser, der damals in voller Kraft stand, dürfte für die Kapelle entscheidend gewesen sein, zumal da St. Hedwig, die Frühvermählte, wohl schon in Lagnitz auf dem Schlosse weilte, wo 1416 „das albe haws sinte Hedwigen“ in so tiefem Verfall stand, daß Kaiser Siegmund seine Wiederherstellung anordnete.

Wir wissen, daß der baulustige Herzog Georg Rudolf 1621 die alte Schloßkapelle abbrechen ließ. Nicht weit davon wurden 1898 in einem verschütteten Brunnen des Schloßhofes Werkstücke gefunden, die dem Museum überwiesen und 1924 im Hofe des Niederschlesischen Museums zu einer geschlossenen Gruppe aufgebaut wurden. Es liegt nahe, diese interessanten Bruchstücke als Reste der Burghapelle aufzufassen.

Das Schloß ist in spätromanischer Zeit erbaut worden; die ältesten Abbildungen in den Hedwigslegenden zeigen durchaus romanische Formen. Auf einem Bilde erscheinen die Tataren vor dem Burgtore, das von der Besatzung verteidigt wird. So roh diese Zeichnung ist, es ergibt sich aus der Stellung der Bauten, daß hier nur das *Löbentor* gemeint sein kann. Dies Burgtor, heute lediglich in den Schloßgarten führend, war ursprünglich das eigentliche Außentor; und eben dieses älteste Tor zeigt, unter Bäumen versteckt, einen schönen romanischen Rundbogenfries, der allerdings so frisch erscheint, daß er vor mehreren Jahrzehnten mindestens stark überarbeitet sein muß. Da der engere, die Türöffnung umrahmende Bogen Renaissanceformen aufweist, so bleibt dies Tor in seiner ganzen Bauweise rätselhaft. Sollte dieser Rundbogenfries auf alter Arbeit beruhen, so würde er der einzige ornamentale Rest aus romanischer

Zeit am heutigen Schlosse sein. Haben wir überhaupt an einem weltlichen Bau in Schlesiens frühestem Kulturabschnitt ornamentale Formen zu erwarten? —

Sicherlich nicht so reiche Formen, wie sie jene Bruchstücke des Niederschlesischen Museums bieten. Bedenken wir andererseits, daß um die Wende des 12. Jahrhunderts eine begeisterte Vertreterin christlich-deutscher Kultur und ein Orden eifrigster Kulturarbeit auf dem Schlosse nachweisbar sind, so erscheint die Herkunft jener Ornamente nicht zweifelhaft. Sie müssen von der Schloßkapelle zu St. Benedikt und St. Lorenz stammen, und eben darauf läßt auch ihre Eigenart schließen.

Diese acht Werkstücke aus Sandstein zeigen reiche spätromanische Zierformen. Bei der Zusammenfügung ergab sich, daß drei als Stücke eines Kämpfergesimses, vier als Reste eines Eingangsbogens und eines als Bogenteil eines Fenstergewändes anzusprechen waren. Alle boten gewisse Eigentümlichkeiten.

Die drei Gesimsteile fügten sich so eigenartig ineinander, daß sich fast der Gedanke aufdrängte, diese drei schönen, reichen Ornamente hätten in der Tat ein Ganzes gebildet, obwohl sie nur im Gesamtcharakter, nicht in den Einzelformen übereinstimmten; eine selbst für die absterbende Romanik auffallende Erscheinung, die wohl eine eingehendere Nachprüfung verdiente.

Fesselnder noch waren die Portalbruchstücke. Es stellte sich heraus, daß das rechte der beiden Kapitäle und drei Teile der einst darauf ruhenden Archivolte vorlagen, unter ihnen der Ansatz des Rundbogens über diesem Kapital und zwei aneinander stoßende mittlere Bogenteile, darunter der ornamentierte Schlußstein. Da es aus verschiedenen Gründen untunlich war, dies ehemalige Portal wieder ergänzend aufzubauen, so begnügte sich die Museumsverwaltung damit, die einzelnen Stücke in geschlossener Gruppe zweckmäßig zu gruppieren.

Genauere Messungen ergaben überraschende Feststellungen. Das Kapital in seiner reichen Formensprache war unsymmetrisch gegliedert. Die ornamentale Mittelsenkrechte der Vorderseite des Blockes lag links von der mathematischen, d. h., der Künstler hatte den Gesichtspunkt nach links verschoben, als wolle er dem Eintretenden

das Bild einer gewissen Symmetrie des Ornaments bieten, was dann eine zweite Gruppierung der Motive auf der rechten Hälfte zur Folge hatte. Also ein romanisches Kapitäl, dessen Ornamentierung von Rücksichten auf die Perspektive bestimmt war.

Noch überraschender war das Ergebnis der Messungen jener drei Stücke des Rundbogens. Der Schlussstein war breiter als der Anfänger der Archivolte, der übrigens in sich schon Verbreiterung aufwies, und sein Nachbarstein zeigte dieselben Maße. Um dem Eintretenden einen gleichmäßig breit erscheinenden Rundbogen zu bieten, hatte der Künstler mit zunehmender Höhe auch die Breite des Bogens zunehmen lassen. Und dieselbe Technik zeigte der Bogenteil des Rundfensters. Also Rundbögen, deren Maße durch die Rücksicht auf perspektivische Wirkung bestimmt sind.

Daß ein handwerksmäßig arbeitender Steinmetz diese Stücke geschaffen haben könnte, dürfte ausgeschlossen sein. Man denkt unwillkürlich an kunstsinninge Klosterbrüder, die hinreichende Fertigkeit in der Handhabung des Meißels mit verständnisvoller Hingabe an den Zweck kirchlicher Kunst verbunden, um derartige Stücke zu schaffen. Der Prämonstratenserorden, von einem Deutschen begründet, aber in Nordfrankreich heimisch, verfügte sicherlich über solche denkenden Künstler. Müssen wir die Vorbilder für diese Siegnitzer Romanik in Nordfrankreich suchen, wo wir nachweislich den Meister der ornamentalen Abschlüsse unserer Schloßtürme und höchst wahrscheinlich auch den des Maßwerkes dreier Kapellen von Peter-Paul zu suchen haben? —

Zu diesen ehrwürdigen Resten der Siegnitzer Romanik gesellt sich ein unscheinbarer Mauerrest an der Nordwand der Siebfrauenkirche, der das Vorhandensein eines Steinbaues in vorgotischer Zeit beweist, selbst wenn die Überlieferung des Chronisten Lucae, daß die Siebfrauenkirche 1192 erbaut sei, bestritten werden sollte. Romanisches Mauerwerk ohne romanische Zierformen, ausgeführt in primitivstem Bruchstein. Die Kirche ist

1338 niedergebrannt und erst nach 1362 unter Verwendung dieses, nach langer Verwahrlosung noch übrigen Restes aus St. Hedwigs Zeit als gotischer Ziegelbau wiederhergestellt worden. Jener ornamentlose Rest gegenüber dem Hauptzollamt ist nicht wertlos. Er erinnert an die Helden von Wahlstatt, die in jenem Gemäuer die Schwertweihe erhielten, und an unsere älteste Steinbautechnik, die sich hier des Plattenbasalts, der bequemsten aller Baustoffe bediente.

Endlich Peter-Paul. Da dieser Bau an die Stelle eines Holzkirchleins erst in hochgotischer Zeit trat, so enthält er keinen Bestandteil aus roma-

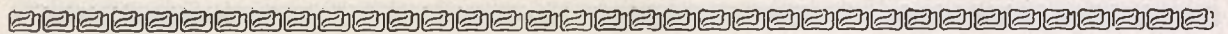
nischer Zeit. Aber ein Kleinod spätromanischen Erzgusses birgt das Innere. Der Taufkessel, ein meterhohes, zinnreiches Bronzgebildwerk in Kelchform, dessen Herkunft noch nicht festgestellt werden konnte, hat die Kunsthistoriker wiederholt beschäftigt. Lutsch erklärte ihn für eine in Schlesien einzig dastehende Arbeit.

Aus zwei Teilen bestehend, zeigt er zunächst ein weites Becken, dessen oberen Rand ein Spruchband abschließt, in welchem die ältere Schriftgattung der Kapitalen derart mit der verzierten Uncialen wechselt, daß die erstere noch zu überwiegen scheint,



Taufkessel in St. Peter-Paul zu Siegnitz

Phot. stud. Zum Winkel



und es ist bezeichnend, daß eben dieselben Buchstaben in beiden Schriftgattungen erscheinen. Der durch starke Abkürzungen gekennzeichnete Text des Spruches ist seit Luchs (1873) in einer Fassung gedruckt worden, die nach Sinn und Versmaß undenkbar ist. Die ältere, in Liegnitz überlieferte Lesart war richtig, erschien aber nicht verständlich, weil man den Text nicht zu den darunter gereihten zwölf Szenen aus Jesu Leben in unmittelbare Beziehung setzte.

Diese Bilderreihe bringt die Verkündigung, Geburt, Darstellung, Anbetung der Könige (2 Bilder), Flucht und Taufe, den gemarterten, kreuztragenden, gekreuzigten, auferstehenden und — als letztes Bild — den segnenden Christus im Weltgericht. Dies letzte Bild steht unmittelbar unter den Schlußworten des Zweizeilers:

Hic baptizatum, baptismi fonte renatum,

Det Christo gratum, sic matris visere natum.

„Dieser (Taufkessel, calix) möge den Getauften, im Taufquell Wiedergeborenen, Christo angenehm machen, der Mutter Sohn so zu sehen“ —, nämlich als segnenden Richter am jüngsten Tage. So ist der Sinn dieses Leoninischen Zweizeilers ohne weiteres verständlich.

Wenn das Becken durchaus als romanisch erscheint, so kann der reicher ausgebildete Fuß mit seinen Anklängen an die Dreipässe und Vierpässe des gotischen Maßwerkes Bedenken erregen, so daß die Datierung dieses Kunstwerkes seitens der Kunsthistoriker zwischen der ersten Hälfte des 13. und derjenigen des 14. Jahrhunderts schwankt. Doch der Gesamtcharakter ist romanisch, der Rundbogen alleinherrschend; nur in der Kleinornamentik, nämlich an der Verzierung der Krippe und des Grabes erblicken wir frühgotische Blendarkaden kleinsten Maßstabes. Es ist spätromanische Arbeit, beeinflusst von frühgotischen Motiven. Hat St. Hedwig diesen Taufkessel noch gesehen? —

Die Herzogin starb 1243. Nun setzt die Gotik am Magdeburger Dom schon 1208 ein und erreicht seit 1236 eine gewisse Vollendung in der Marburger Kirche der heiligen Elisabeth, der Nichte der Liegnitzer Schloßherrin. Hedwigs enge Beziehungen zum Westen Deutschlands sind bekannt, der Taufkessel erinnert, wie wiederholt hervorgehoben worden ist, an westdeutsche Vorbilder, und der Kleeblattbogen,

der unser Taufbecken beherrscht, tritt öfter an rheinischen und Hildesheimer Werken der romanischen Kunst auf. Wie mag nun dies seltene Werk in die Liegnitzer Pfarrkirche gelangt sein? —

Zu Hedwigs Zeit (1233) bestand unter dem Schlosse auf einer Insel des Schwarzwasserbruchs eine Pfarrkirche zum heiligen Grabe, die durch auffallend hohe Einkünfte, wie eine Urkunde aus 1264 ergibt, vor den Pfarrkirchen von Liebfrauen und Peter-Paul ausgezeichnet war, von Wenzel I. 1348 zur Kollegiatkirche erhoben und von Ruprecht seit 1397 zu einem stattlichen „Dom“ ausgebaut wurde. Wenn wir in einer vom Hofe so augenscheinlich begünstigten Kirche ein so seltenes Kunstwerk anträfen, würde es nur natürlich erscheinen. Aber der Dom wurde um 1530 abgebrochen. Aus dem Dome sollen die Epitaphien Wenzels I. und seiner Gemahlin nach Peter-Paul geschafft worden sein, und jedenfalls sind Werke der Dombibliothek in der heutigen Kirchenbibliothek von Peter-Paul nachweisbar. Nehmen wir hinzu, daß der Dompropst in der Regel Pfarrer von Peter-Paul war, so ist eine Bergung der Domschätze in Peter-Paul nach dem Abbruch nur natürlich. Ferner steht die leitende Idee jener Bilderreihe des Taufkessels: Christi Leben und Wiederauferstehung aus dem Grabe in engster Beziehung zu der Idee einer Kirche des heiligen Grabes. Endlich fehlt in einem (ca. 1340) während des Neubaues von Peter-Paul aufgestellten Verzeichnis der Kostbarkeiten jener Taufkessel, so daß seine spätere Erwerbung mindestens möglich ist. Fassen wir alles dies zusammen, so ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, daß dieser spätromanische Taufkessel ursprünglich jene herzogliche Kirche unter dem Schlosse zierte und aus dieser nach Peter-Paul gelangt ist.

Doch das sind Vermutungen; verfolgen wir kurz weitere Spuren der kirchengründenden Arbeit des herzoglichen Paares. Kaßbachaufwärts treffen wir auffallend viele Beispiele romanischer Kirchenbaukunst. In Röchlitz stand eine Herzogsburg Heinrich I., deren Reste fälschlich als Hedwigskapelle bezeichnet werden, und auf ihr Vorhandensein hat man den frühen Bau einer steineren Dorfkirche nahe der Burg zurückgeführt. In der Tat zeigt die malerisch gelegene Bartholomäuskirche zu Röchlitz sehr frühe Formen, wie z. B. einen Rundstab als

innere (nicht äußere, wie Lutsch angibt) Umrahmung des mittleren Chorfensters.

Es folgt die Marienkirche in Goldberg, deren Grundriß, bei den letzten Erneuerungsarbeiten aufgedeckt, die ursprüngliche Kreuzanlage mit ihren drei Apsiden zeigte und von deren drei Portalen eines rein romanisch ist, während ein zweites den Übergang zur Gotik erkennen läßt.

Flußaufwärts grüßt bald der Turm der katholischen Marienkirche von Neukirch, einer Ruine, die mit herrlichen spätromanischen Ornamenten ausgestattet ist. Weiter aufwärts winkt die reizvollste dieser alten Dorfkirchen aus romanischer Zeit, die Kirche von Niederschönau-Röversdorf mit ihren köstlichen, rundstabumzogenen Fensterlein der schindelgedeckten Apsis.

Der äußerste Dorfposten dieser kirchengründenden Mission war die Marienkirche zu Kauffung.

Dort hat der Architekt Bannes-Liegnitz bei den Wiederherstellungsarbeiten in der alten Sakristei eine Hostienbäckerei in romanischer Nische und andere unzweifelhafte Reste eines älteren romanischen Bauabschnitts festgestellt, worauf schon die inneren Rundbögen der schlichtartig schmalen Langhausfenster hinwiesen.

Auf einer Strecke von 40 Kilometern allein sieben historische Bauwerke im Tale der Kaßbach, deren Ursprung wir auf die Zeit der Romanik in ihrer letzten Blüte und ihrer Vermischung mit der aufstrebenden Gotik zurückführen müssen, ungerechnet die nahen, gleichfalls sehr alten Kirchen von Hohenliebenthal und Falkenhain. Wenn die letztere St. Hedwig als Schutzpatronin führt, so gibt sie der Bedeutung dieser Schloßherrin von Liegnitz als Bahnbrecherin deutsch-christlicher Kultur den treffendsten Ausdruck.

Hermann

Don Erika Rußwurm.

Außer Atem, biege ich in den ansteigenden Bahnhofsweg ein — ah! der Zug ist also nicht fort: die hohe Bank „für Traglasten“ ist noch dicht besetzt mit Kiepen. Deren Besitzerinnen stehen freilich nicht, wie sonst, in eifrig schwachendem Haufen davor — unnütz will sich niemand naßregnen lassen!

Ja, wie es regnet! Die Sträucher am Bahndamm tropfen, auf den Wegen rinnen und rieseln unzählige Wässerchen, über den Wiesen und Feldern bis an die fernen Hügel hängen nasse, graue Schleier — einförmig — ununterbrochen . . . Grau scheinen die roten Ziegelmauern und Dächer des unfernen Dorfes, grau verhangen auch die Bäume der Gärten . . .

Die wenigen Fahrgäste sind im Warteraum versammelt: außer den Kiepenträgerinnen noch ein paar andere Frauen und Männer.

„Wann kommt denn der Zug?“

— „Der steckt noch bei Ringelheim, die Maschine ist kaputt. Eine andere kommt schon von der Stadt. 's mag noch 'ne halbe Stunde dauern.“

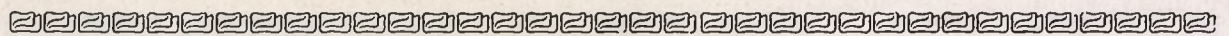
Eine nette Überraschung! Alle Aussicht, den Anschlußzug zu verpassen — gerade heute, wo mir so viel an der Fahrt liegt! Aber — nichts zu machen, als sich in Geduld zu fassen.

Auf der Holzbank, die an der Längswand des rechteckigen Raumes hinläuft, ist noch ein Platz für mich. Durch die trüben Fenster an den beiden Querwänden blickt der trübe Tag; der Regen schlägt gegen das eine, hinter dem andern rauschen die Bäume des Stationsgartens.

Drinnen sickert schwerfällig die Unterhaltung. Geduldig warten die Leute. Im Grunde haben sie ja auch Zeit hier auf dem Lande und brauchen sich wegen der halben Stunde nicht aufzuregen.

Eine Bewegung geht durch den Warteraum — die Signallocke! . . . Aber sogleich flutet die Welle, die der Tür zugeströmt war, wieder zurück — nur die hilfbringende Lokomotive fuhr nach Ringelheim vorbei. Also wenigstens Aussicht, daß der Zug bald kommt!

Die Luft ist dick hier drinnen und schwer vom Geruch feuchter Kleider. Ich trete vor die Tür. Ein junges Weib, wohl eine Arbeiterfrau, ist



gleichzeitig mit mir hinausgetreten. Sie versucht, ihren Handwagen unter die Bank zu schieben.

„Ach!“ wendet sie sich zu mir, „mein Wagen ist ganz naß. Ich will Mehl abholen, aber das geht ja so gar nicht! Wenn ich doch was zum Drunterlegen hätte! Einen Sack vielleicht! — Wie lange ist's noch bis zum Zug?“

Ich kann ihr Auskunft geben: „10 Minuten.“

„Da komm ich nicht mehr bis nach Hause. Was mach ich nur? — — Hermann!“

Ein blasser, magerer, dem Anschein nach vierzehnjähriger Junge in einer blauen Bluse hört auf den Ruf.

„Hermann, du laufen, Sack holen. Nicht Minna — Mutter! Du hören, Hermann? Du verstehen? Schnell laufen!“

Hermann gibt in undeutlichen Lauten eine anscheinend zustimmende Antwort, läuft eifrig den Abhang hinunter und dann rechts durch die Felder den einzeln stehenden Arbeiterhäuschen zu. Die junge Frau sieht ihm nach.

Mehr Leute sind aus dem Warteraum herausgetreten. Niemand scheint sich über die sonderbare Sprache des Jungen zu wundern. Vielleicht ist es einer der polnischen Arbeiter, deren es, wie ich weiß, mehrere im Dorfe gibt?

Plötzlich schreit die Frau auf: „Hermann! Hermann! Gott! Wo ist er?!“

Sie läuft an den Lattenzaun, der das Bahnhofsgelände einfäßt, sie ringt die Hände. „Da! Da! Ach Gott! Ach Gott!“

Wir alle blicken angestrengt mit in dieselbe Richtung — nun sehe ich ihn auch — ein unglücklich in sich zusammengesunkenes Menschenhäuflein, aus dem ab und zu schlagend und zuckend ein Bein und dann ein Arm sich hebt und wieder niederfällt und dann bewegungslos liegen bleibt.

Wie ein gefangenes Tier hinterm Gitter, so läuft die Frau ratlos den Zaun entlang und zurück. „Minna!“ ruft sie, so laut sie kann, „Minna!“ Niemand zeigt sich.

Sie läuft ein Stück den Weg hinunter, kehrt aber gleich wieder um —: „Ach Gott, gleich kommt der Zug, ich kann ja nicht fort!“

Da sieht sie einen kleinen Jungen. „Kennst du Hesses?“

„Ja.“

„Weißt du, wo meine Schwester wohnt?“

„Ja.“

„Lauf schnell und sag, der Hermann ist hingefallen!“

Der Junge rennt davon, den Weg hinunter und — geradeaus, statt nach rechts abzubiegen!

„Ach Gott, er läuft falsch! Rechts! Rechts! — Aber er ist schon außer Hörweite.“

Da steht ein anderer. Er wird ihm nachgeschickt: „Zu Hesses Minna, nicht zu meiner Mutter, hörst du? „Er läuft zu — dieselbe Geschichte! — Wie ein Pfeil schießt er' am Fußweg vorbei — geradeaus!“

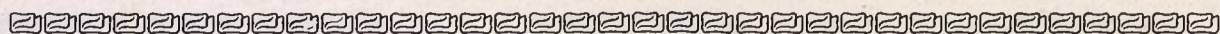
Und Hermann liegt mittlerweile regungslos da.

„Ach Gott, er ist tot, er ist tot! Ach Gott, die Mutter! Se gebet da so veel drum! Ach Gott, die Mutter! De Mutter!“

Sie läuft wieder zum Zaun, ruft aus Leibeskräften. Schreie überschlägt sich die Stimme — sie achtet es nicht. Es sind vielleicht zwei Minuten vergangen — mir scheint es endlos. Schon will ich meine Fahrt aufgeben, dem Jungen zu Hilfe eilen, — da sehe ich aus einem der Häuser Menschen hervorkommen. Zuerst ein halbwüchsiges Mädchen. Das horcht auf die schreienden Rufe der Frau. Die winkt mit den Armen, ruft: „Da! Da! Hermann!“ und versucht, auf den Unglücklichen zu deuten. Jetzt hat das Kind ihn erblickt. Die Arme in die Höhe werfen und ins Haus zurücklaufen ist eins. Sogleich kommt sie mit zwei Männern und einer alten Frau wieder hervor — ist das die Mutter? Ich sehe, wie sie die Hände ringt, wie sie sich zu dem Jungen niederbeugt, der reglos daliegt. Die Männer heben ihn, der eine an den Beinen, der andre am Oberkörper. Schlaff hängen die Arme herab. So tragen sie ihn ins Haus, gefolgt von der sichtbar jammernden Alten und einer Gruppe Kinder, die sich neugierig um sie versammelt haben.

Nun sind sie im Hause verschwunden. Die Kinder zerstreuen sich.

Hier aber, bei der jungen Frau, äußert sich die Lösung der furchtbaren Spannung in überstürzter,



fast haltloser Mitteilbarkeit, noch angeregt durch Zwischenfragen der Umstehenden.

„Er ist ja schon einundzwanzig Jahre . . . Er kann ja nichts — nicht einmal sprechen — ach — es ist ja ein Elend — aber die Mutter — du gebest da so viel drum — —.“

„Er hat wohl schon öfter solche Anfälle gehabt?“

„Ja, von ganz klein auf. Ach Gott, ach Gott, wenn er jetzt tot ist! Für ihn wäre's ja besser, er

hat ja so nichts vom Leben. Aber die Mutter! Du gebest so viel drum!“

So klagt und erzählt sie, bis der Zug einläuft. — — —

Fort stampft der Zug, in den Regen hinein, in den grauen, sinkenden Abend. Und die Melodie der Räder bringt immer dieselben Worte, trübe und eintönig wie der Regen draußen:

„Se gebest da so viel drum, die Mutter . . . die Mutter . . .“

Die Königin der Bergwaldsänger

Von Hans K a b o t h.

Jubelnd steigt die zierliche Königin des lichten Bergwaldes aus dem roten Heidekraut der Waldblöcke in die blaue, über den grünen Wipfeln hoch und in ewiger Tiefe zitternde Luft hinauf.

Ein wirklich stilles Fleckchen Erde ist dieser ganz verhußelt und licht stehende Kiefernwald auf der Bergebene. Sperrästig, dem Forstmann unlieb und widerhaarig, sind diese Kiefernkußeln aus dem roten Heideblütenmeer als Wildlinge, die sich selbst aus irgendwelchen hierhergewirbelten Samenkörnern erschufen, zu Bäumen emporgewachsen.

Dier gewaltige Sprünge muß man tun, will man von einem Baum zum andern, so weit stehen sie von einander entfernt. Was sich auf dem trocknen, sonnendurchglühten Sandboden zwischen den Kiefern angesiedelt hat, ist ein Wunder holder Blütenpracht. Wie ein köstlicher, rotlilafschimmernder Teppich breitet es sich zu den Füßen der Bäume aus. Die Erika ist's, das holde, im nahenden Sommer ob seiner Schönheit errötende und bald im vollen Erglühen stehende Waldmädchen, das hier, Schwester neben Schwester, sein stilles, anmutiges, weltfernes Dasein lebt. Dort blüht sie am holdesten, wo es niemand ahnt, dort am schönsten, wo die Heide am einsamsten ist. Und dort auch singt die Heidelerche am lieblichsten. Zu ihr und ihrem sonnenreinen Singen gehört das rote Blühen der unberührten Heide.

Nie ward mir ihre keusche Reinheit tiefer zu Bewußtsein gebracht, als an jenem Sonntage, wo

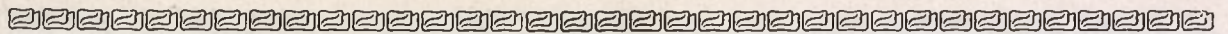
mich's mit zwingender Gewalt anpackte und hinauszog in die Stille, allem Schmutz der Menschheit und der Welt so fern. — —

..... Da stand er vor mir, mein Wald! Dem ich mein Leben eingeschworen hatte, dem ich alles hingab, was Gutes etwa in mir lag, dessen Schützer und Pfleger ich sein wollte und war. Der 's mir immer wieder vergalt mit seiner hehren, gottähnlichen Einsamkeit, seinem beruhigenden, sangvollen Rauschen, seinem verträumten Zauber, seiner hinströmenden Tiefe.

Wie unbewußt zogs mich an eine Waldstelle hin. Durch den üppigen, dichten, von Forstmanns Händen wohlgepflegten Buchenwald, in dessen Wipfeln das goldene Leuchten der Sonne sich verlor, hindurch. Hindurch auch durch die dunklen, ernsten, wie eine Wehr und Mauer von Rittern stehenden Fichten, die sich dem Buchenwalde angeschlossen.

Immer weiter, weiter. — — — Aus dem vollen saftigen Lehmboden, über die Wiesen und Felder auf jene Bergebene hinauf, die wie eine Insel in diesem Lande lag.

Ich suchte Einsamkeit. Ich suchte Reinheit. Sie fand ich beide nirgends als hier. Im verhußelten, sparrigen, wild emporgewachsenen Heidekiefernwald! Du mein Wildling, Du mein zerzaustes, störrisches, liebstes Sorgenkind! Dich wollt' ich heute haben, bei Dir wollte ich heute sein. Ich wußte, kein Mensch außer mir, dem einsamen Jäger, suchst Dich heute auf. — Ich wußte aber auch: die Heide blüht!



Erika, des einsamen Waldes holde Tochter, war am Blühn! — Und wußte noch eins: Die Königin der Bergwaldsänger, die kleine, zierliche Heidelerche sang! Sang dort in der roten Heide. Wusch im Sonnenande, der hier und dort zwischen dem blühenden Heidekraut zutage trat, ihr rostbraun' Federkleid mit dem graubraunen Bürzel, den schwarzbraunen Quersflecken darin, und war zufrieden mit dem Brote, das Gott und der Heidwald ihr bescherten. Spreizte die Holle des zierlichen Oberkopfes, in dem die freundlichen Augen schimmerten, und schüttelte sie im goldigen Sand, daß es wie Goldstaub über das rote Heideblühn in kleinen Wölkchen stiebte. Schlug flatternd die braunschwarzen, rostfarben gesäumten Schwingen auseinander und stieg als gottbegnadete und gottwohlgefällige Sängerin in des Himmels ewige, unendliche Tiefe hinaus.

Könnte ich mit Dir hinauf! Heideprinzesschen! — — Kein Prinzesschen bist Du, was sag' ich. Der einsamen Heide bescheidenstes Kind bist Du, nichts anderes. Schon das Kleid, das Du trägst, hat nichts prinzeßliches an sich: keine leuchtenden Farben glühen darin und blenden die Augen. Kaum sieht man dich, wenn du am Boden sitzt. Ein Fürstenkind — nein. Eine Königin wirst Du erst, wenn Du der Sonne entgegenflatterst und goldener Sang aus Deiner kleinen Kehle strömt. Hold und lieblich singend, entschwindest Du meinen Augen. Der Himmel hat Dich in sich hineingetrunknen, in sich aufgenommen sein liebstes Kind.

Als schwarzes Pünktlein erscheinst Du mir wieder im Blau des Äthers. Läßt Dich wirbelnd und flatternd wieder zur Erde herab: mitten hinein in die roten Erikablüten. Sitzest erst ein Weilschen still. Schüttelst des Himmels Sonnengold aus deinem weichen Gefieder. Trippelst drauf hurtig mit kleinen Schritten und emporgerichtetem Scheitelgefieder umher, fliegst nach dem stillen, grünüberponnen Wassertümpel hinüber, der unter dem Gezweig uralter Trauerbirken sein Leben in Verborgenheit veratmet. Dort halten sich die Spinnen am liebsten auf. Ziehn ihre Netze im Gestrüpp der Dornen, die an den Ufern stehn, bis dicht über den grünen unbewegten Wasserspiegel. Laufen auf dem filzigen grünen Gerank, das das Wasser übersponnen hat, gemeinsam mit anderem Kleinzeug umher.

Darauf macht die Heidelerche Jagd. Flattert darüber mit zitternden, schnell bewegten Flügeln, stößt pfeilschnell herab und pfeilschnell wieder herauf. Weh ihr, wenn sie mit ihren kleinen Flügeln, die nur für die Luft gebildet sind, ins Wasser gerät! — Ich selbst hab's einmal gesehn. Zu schwer ward die Feuchte im Flügelgefieder. In die Tiefe wurde die liebliche Sängerin gezogen, ehe man ihr helfen konnte. — — ... Kein Ort auf Erden, und sei er noch so einsam, friedlich und weltverborgen, der nicht Gefahren birgt für das, was der Schöpfer zum Leben erschuf... —

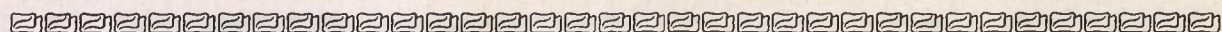
Es wollte Abend werden. Noch immer saß ich in der rotglühenden Heide. Es hatte mich festgebannt hier oben. Wen erst einmal Heideeinsamkeit und -schönheit eingefangen hat, den gibt sie so leicht nicht wieder frei. Die Kiefernwildlinge begannen Schatten zu werfen. Ein Feuerschein schmolz die Heideblüten zu einem einzigen Rot zusammen. Zuckendes Flimmern, zitterndes Glimmern lohte über dem vieltausendfachen Blühen. Schmetterlinge gaukelten müde und traumverloren über den Duft. Den atmete jetzt die Heide aus. Ein würziges Atmen, voll Reinheit, Herbe und süßen Träumen.

Dann herrschte die dunkle Nacht. Kein Vogel sang mehr. Nur der Waldbkauz in den Randföhren heulte. Ein Frosch quakte im grünversponnenen Heidetümpel. Eine Eule jammerte. Gespenstisch, wie wild verschlungene Arme, streckten sich Äste in der Finsternis nach mir aus. Ich fühlte es mehr, als daß ich's sah. — —

Da stieg ein Schimmern über die Heide; wob sich hinauf, glomm um die Kiefern, legte sich strahlend über das grüne Wasserloch inmitten der roten Heide. So voll Silberglanz und weißseidigem Leuchten, so voll Märchentraum und Tiefe, daß es mich fester band als Bänder von eisernen Ketten. Vollmond, der du über die nächtliche Heide pilgerst. Auch du liebst sie. Sie ist so still wie du. Kein Laut ringsum. Kein Vogel singt.

„Lullullullu didididididididilullu“.

Heidelerche, kleine, süße Sängerin der silbernen Vollmondnacht! Hatte ich Deiner vergessen? Wußte ich nicht aus meiner Kindheit dahinten in ober-schleisischer Heide, daß du, wenn alles schläft und ruht, am holdesten, lieblichsten, sanftesten singst?



Da saß ich in der traumverlorenen Mondnacht in meinem Heimatwalde oben. Zwischen den Kiefernwildlingen saß ich, die niemand gepflegt, niemand großgezogen hat. Rings um mich war der stillen Heide rotglühendes Blühn. Hoch über mir wanderte der bleiche Mond seine stille, ferne, unerreichbare Bahn. — So hörte ich das Konzert, das die Heidelerche mir bot. — Weit fort lag alles andere. Unendlich weit fort. Wald und Feld, Wiese und Weg, des Waldes Fluß und der Felder Bäche lagen zwischen den andern und mir.

So lieb' ich mir der Heidelerche Singen. So die Heide mit ihrem einsamen wilden Wald. So lieb ich's, wenn die Heide blüht. Allein will ich in ihr sein. Allein in ihr, wenn die Nacht sie umhüllt. Wenn nur der Mond noch in ihre Schönheit schaut. — — —

Nie hab' ich eine Nacht so einsam, so schön, so tief an Stille verlebt als diese Nacht in der ober-schlesischen Heide.

Mählich verblich auch der Mond. Wiederum wurde es finster um mich. Wiederum das Gespenstische im Geheimnis der dunklen Nacht.

Weit und fern, zart wie ein Hauch, fing es am Horizont zu glühen an. Wie ein Feuer glomm es dort hinten auf. Kaum wahrnehmbar spann sich ein roter Hauch über die nachtdunkle Heide; lichtetete sich das nächtliche Dunkel. Deutlicher, stärker glühte es wie ein roter Rosenstrauß aus dem Saum des Horizonts; immer weiter wich die Finsternis der Nacht in sich selbst zurück.

Ganz plötzlich sprang das Funkeln und Blitzen einer noch unsichtbaren Sonne über die rote Heide.

Goldenes Flimmern hing an den Blüten, wie

ein seliges Zittern der Erwartung lags auf ihnen. Die weißen Birkenstämme wurden rosig überhaucht: Wie in Seidenglanz schimmerte ihre weiße Rinde. Verschönt standen die wildästigen Kiefernkußeln im herrlichen Morgenleuchten.

Ganz niedrig, auf einem Sperrast solchen Wildlings, saß eine Heidelerche. Sie hatte mich gesehen und blickte mit ihren dunklen, frohschweremütigen Augen auf mich hin. Ganz zutraulich saß sie dort im jungen Glanze, hatte ihr Gefieder aufgeplustert, kämmte sich's mit dem sangesfrohen Schnabel und sträubte ab und zu die Kopfholle hoch.

Sie hüpfte auf dem Ast hin und her. Blickte mit schiefem Köpflein gegen den Morgenglanz des Himmels hinauf, in dessen Lichtreichtum sich das letzte Rot des erwachenden Morgens verzehren wollte, wegte den Schnabel an der Astrinde, fing mit den Flügeln zu flattern an, wurde von ihnen emporgehoben und stieg wirbelnd, flatternd und ihren lieblichen, weichen Sang zum Himmel tragend, immer höher in seine Reine hinauf. So hoch hinauf, daß meine Augen sie verloren. Nur ihr Gesang tönte zu mir herab.

Mit dem Gesang im Herzen stieg ich aus meiner einsamen Heide ins Land hinunter. Durch taubeglänzte Wiesen, durch Felder, die der Frucht entgegenreiften. Über das Wasser hinüber, das aus dem Heidwalde, wie ein Böcklein so froh, durch die Wiesen, die Felder sprang.

Die ersten Bauern kamen mir entgegen. Die Pferde im Geschirr schnausten, die Kühe brüllten in ihren Jochen — — —

Dorbei wars mit der tiefen Stille der Heide. Dorbei mit ihrem Zauber! — — —

Psalm der Liebe

Honig sprengt den Duft der Waben,
Roter Wein füllt das Gefäß der Tage,
Aus den Federn hunder Vögel stürzt die Sage,
Nacht kommt wie ein Feldgeschrei der Knaben.

Zeit klingt hin, ein Festgelage!
Wenn die Sonnenpferde östlich traben,
Bebt das Zünglein an der Freudenwage,
Weil wir schon zu viel erlitten haben.

Türme, die aus Flüssen trinken,
Sind den Wolken und den Reihern hingegeben,
Also müssen wir in uns versinken.

Also sinkend müssen wir-entschweben,
Während Grab und Gärten aus der Tiefe winken
Und Jahrtausende die Lieder heben! . . .

H e i m u t h R i c h t e r.

Beiträge zum Türkenfriege 1683

Aus einem Guhrauer Stadtbuche.

Don Konrad Goehlmann.

Wenn die Genesung Deutschlands von den Nöten des großen Krieges nach dem sehn-
süchtig erwarteten Friedensschlusse von Münster
nur sehr langsam Fortschritte machte, so trugen
daran, ebenso wie die Raubkriege Ludwigs
des XIV., auch die neu aufflammenden Schwierig-
keiten im Osten des Reiches Schuld. Die türkische
Frage, die solange geruht hatte, war 1663 wieder
akut geworden und zog insbesondere die öster-
reichischen Erblande, zu denen ja Schlesien,
wenigstens in gewissem Umfange, zu rechnen war,
in Mitleidenschaft*). Wie sehr dies auch noch
zwanzig Jahre später, als die Bedrohung Wiens
die europäische Welt erschütterte, der Fall war,
mögen, im Rahmen heimatkundlicher Forschung,
die folgenden Ausführungen zeigen; sie sind dem
gleichzeitigen Guhrauer Stadtbuche entnommen
und spiegeln nicht nur die große Gefahr des Jahres
in der Auswirkung auf einen engen, im Zusammen-
hange des Ganzen wohl wenig bedeutenden Kreis
wieder, sondern lassen auch einen nicht un-
interessanten Einblick in dessen Eigenverhältnisse,
in die Kultur der Zeit zu.

Wichtig ist da zunächst das „Königl. Ambts-
Patent wegen Schleiniger einrichtung der Landes
Defension“ vom 23. 7. 1683, gegeben auf dem Königl.
Schlosse zu Groß-Glogau und an die Stände des
Kreises Guhrau gerichtet.

„Dero Röm. Kay. etc. Entbiethe denen Ehr-
würdigen, Wohlgebohrnen, getreuen, Edlen . . .
Ehrbaren Weissen U. U. Landständen des Guhrau-
ischen Creißes, wie auch Bürgermeistern und Rath-
mannen der Stadt Guhrau Meinen freundlichen
Dienst und Gruß in geneigtem willen zuvoorn.
Undt ist denen Herrn undt Euch nicht zu verhalten,
waßmassen, (titul) N: N: Deputirte Dom Capitel,
Ritterschafft undt Städten auf erlangete Ober-
Ambtl. Patenten, die Landes Defensions-Verfassung
wieder die Vorbrechende Rebellen, Türk- und
Tartarische Macht, Betreffende heutiges Tages
resolvirt, undt geschlossen, daß

der 20 ste Mann nach der Stände gewissenhafften
Consignation, undt zwar wenn unter 20 Personen
keiner freywillig forthwolte, durch daß loß, würck-
lichen . . mit Ende nechstkünftiger Wochen . . in der . .
Stadt zusammengebracht, mit tauglichen unter- oder
seithengewöhr, (maßen die Obergewöhr, undt Fähn-
lein, auf dem General Steuer Ambt zu Breßlau,
gegen Revers abzuholen sein) versehen, darauf
Compagnien formiert . . . —“

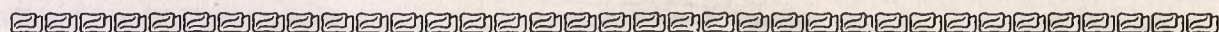
(daß ferner)

Die Ritterschafft und alles Volck, was Waffen
zuführen tauglich, mit allerhandt gewöhr, auch in
deßen ermangelung bey dem Pauers Volck mit
Sengsen auf Lanzenstangen und dergleichen, waß
ein Jedweder aufzubringen und zuführen Vermag,
sich zu einem General Auffboth in bereitshaft
halten;

alß auch

Auf dem Unvermuthenden fall eines würcklichen
einbruches, darfür der Allerhöchste gnädiglich und
Däterlich behütten wolle, die in solchen begeben-
heiten gewöhnliche und höchst nöthige Losungs-
zeichen, mit stürmung der Glocken undt an-
gezündeten feuer gegeben, inmaßen ohne einigen
Zeit Verlust aller Ohrten die Anstalten zu machen,
daß sonderlich auff den höhen und Bergen lange
stangen aufgesteckt, selbte mit stroh von unten bis
oben umbwunden, drauff oben ein Rad, und gleich-
falls Ein- Zweyn- oder Drey Schütten stroh, solche
alßdann, wann der Feindt ankommt, Von dem dazu
ieden Orthes bestelten Wächter, welcher allezeit
einen Brennenden Luntten, Schwöfel, und dergleichen
feuer fangende materialien bey sich haben muß, an-
gezindet, und dardurch Von Einem Nachbar dem
andern die gefahr angedeutet werden solle.“

*) Über die Einwirkung der Türkengefahr von 1663
auf die Stadt Guhrau habe ich eingehender gehandelt
in „Lebensquellen“, Heimatkundliche Blätter für das
Gebiet der mittleren Oder, Dezember 1924 f.



Für jeden Kreis wurde eine „Persohn“ ernannt, welche für die Durchführung der Amtsbefehle sorgen mußte, für den Kreis Guhrau Fabian Leonhardt von Kottwitz auff Wieschütz.

Außer diesem nur im Auszuge wiedergegebenen Quellenstück enthält das Guhrauer Stadtbuch von 1683 nichts, was uns einen tieferen Einblick in die zur Verteidigung ergriffenen Maßnahmen gewährt. Die übrigen Schreiben über die Landes defension sind inhaltlich gleich und gehen nur von den verschiedenen behördlichen Stellen der damaligen Verwaltung aus.

Die von der Stadt Guhrau aufgestellte „Consignation“ ergab

„Ahn ahngehenen Bürgern und Mitwohnern in und vor der Stadt	163 Köpfe
Ahn Unahngesehenen bürgern, inwohnern undt handtwerkspursche	55 -
Ahn ahngesehenen Pauern, gärtnern und Knechte, auff der Stadt Dorffschaften“	63 -
Summa	281 Köpfe

Von der Stadt wurden damals 10 Landsknechte und ein Dragoner geworben. Ihre Namen, als von einigem Interesse für die Stadtgeschichte, seien hier aufgeführt:

Balzer Schraube ein tuch Knappe von Guhrau gebürtig.

Daniel Schöner ein tuch Knappe von Breslau gebürtig.

Tobias Franciscus Heinrich von der Pollnischen Neustadt aus ober Schlesien gebürtig.

Hans Langner, ein fleischerknecht von Guhrau gebürtig.

Nikolaus Kiesel Von Troppau auß Oberschlesien gebürtig.

Adam Sommer ein Schuhknecht außm Vogtlandt Von Adorff gebürtig.

Martin Klamt ein tuch Knappe von Guhrau gebürtig.

Hans Plochmann ein bürger und Töpfer von Groß Tschirne.

Samuel Riedel, ein Posamentiergeselle von Guhrau gebürtig.

Daniel Jenschke ein Schmiedeknecht, Von Großglogau gebürtig.

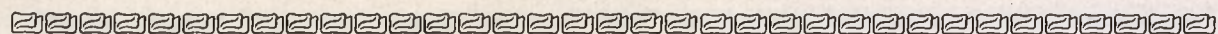
Melchior Scholz ein burger und fleischhauer allhier. Dragoner

Diese zehn zu Fuß und der Dragoner wurden von dem Oberhandwerksmeister der Fleischerzunft nach Glogau geleitet, nachdem für die Ausrüstung gesorgt worden war, „undt nicht allein denen Dragonern die Flinten, so Ihnen etwa anstatt der Mußqueten, welche sonst nebst den Kugeln so wohl Von der Infanterie als Dragonern, auff den Sammelplätzen zu empfangen, gegeben werden wollen, selbst verschaffet, sondern auch Sie allerseits mit gutten seithengewehr und breiten Ledernen geben, dann Linten und Pulver auf einen Monath, auch die Dragoner mit ein paar Pistolen, grauen Mänteln, breiten Carabiner riehmen, sambt der dazugehörigen hacken, wie ingleichen Patron Taschen, mit dem Riehmen umb den Leib als auch anderweittigen Flinten- oder Mußqueten Taschen, das gewehr selbst den desto füglich darinnen führen zu können . . .“ (versehen).

1684 wurden dann noch einmal Mannschaften geworben, von denen nur die aus dem Guhrauer Kreise stammenden genannt seien: Julianus Wirth von Guhrau, George Knappe von Reichen, David Schmidt von Guhrau, Johann Christostomus Neumann von Guhrau, George Micks von Guhrau, Christoph Gumprecht von Kainzen, Caspar Bieberstein von Heinzendorf.

Die Schwierigkeiten bei der Werbung der Soldaten waren nicht unbeträchtlich. Der Rat der Stadt Guhrau schreibt an den H. Notarium nach Breslau u. a.:

(daß) „Die vorm Jahr vorgeweste Werbung der Landtvölker die einheimischen absumiret, und der Noth Vorhandenen und Vielleicht wohl Lust zum Krieg habende, ahn- und unahngesehene abgeschreckt werden, daß Keiner, auf Ihnen bei der Werbung gethanes Versprechen, wieder zurücke kommen, dadurch bey denen Eltern nichts als schreyen, heulen, undt lamentiren verursacht, und ein ander sich unterhalten zu lassen abgeschreckt wirdt, die herumvagrrende Pursche auch sambt denen Starcken Bettlern, und dort und da sich aufgehaltene Einlieger lassen sich gar nicht mehr sehen, sondern haben Ihr



Refugium biß die Werbung vorbey sein dürfte in das anderthalb Meilen von hier gelegene Königreich Pohlen genommen, und obßchon auf dem Lande, besonders in dem baldt ahngelegenen Städtlein Groß Tschirnau denn Keine Mannschaft zu werben zugeschlagenen worden, Mißiggänger und herumvagirende auch zum dienen nicht Lust habende gesindel zu befinden sein möchte, wirdt selbtes doch einestheils nicht befraget, ob einer oder der andere in Krieg Lust habe, andern theils Kein Vagant und Mißiggänger ahngehalten, und mit Macht weggenommen, vorgebende, man müsse sich befürchten, daß man Droher ahn Ihnen haben würde“.... „haben dennoch nicht mehr alß 4 Mann auch mit schwerer Mühe und großen Unkosten bekommen, da Sie denn baldt von Fuß auf bekleidet sein, Ihnen Geldt auf die Handt, damit Sie täglich Stattlich saufen und mehrere Cameraden herzulocken könnten, gegeben... Man erwege nur, daß die Werber Tag vor Tag saufen undt allerhandt Kurzweil Treiben undt wie die Lockvögel sein müßen, denen Purschen Muth zu machen undt ahn sich zubringen; wenn Sie einen haben, muß es gesoffen sein...“

Im Gegensatz zu den Verteidigungsmaßnahmen des Jahres 1663 fehlen 1683 Angaben über den Verteidigungszustand der Städte, über allzureiche Einquartierung, separate Kriegssteuern u. dergl. Es läßt sich das wohl so erklären, daß im Laufe der Jahre Stadtmauern, Türme und Wälle wieder allmählich ausgebessert worden waren. Die geringere Belegung mit Truppen hängt wahrscheinlich mit der Größe der Gefahr zusammen, insofern man alle verfügbaren Soldaten dem Feinde entgegengeworfen hatte und den Schutz der Heimat als solcher dem „Generalaufgebot“ überließ.

Ein wenig verwunderlich ist es, daß man über die Gefahr selbst, z.B. die Belagerung Wiens, gar nichts oder recht wenig erfährt. Dürftig wird an die Oberschlesischen Stände bekanntgegeben, daß eine Teutuinische Compagnie bei Sileni niedergehauen worden sei, und daß unter allen Umständen der Paß von Jablunka verteidigt werden müsse.

Ein anderes Schriftstück unterrichtet über das Los der feindlichen Gefangenen

„... demnach allerhöchst gedacht Ihre Kay. und Königl. Mayst. allergdft. resolviret, ein Armeement zu Wasser auf der Dohnau zur nechstkünftigen Campagne von denen zu Wien im Arsenal vorhandenen Kriegs Schiffen unterm Commando des General Wachtmeisters (titul) Herrn Gabrielis Comte Vechia, Ritter des Heyligen Maurity und Lazari ausrüsten zu lassen und auf solchen Kriegsschiffen zu Ruder knechten, der gefangenen, so wohl Türcken alß auch Christen und zwar nicht allein der Jenigen, die alß Kriegsgefangene seindt, sondern auch der Jenigen, welche gewisser Mißhandlung halber auf den haß captivirt wären, sich zu gebrauchen, danhero Unß, daß wir mit dem fördersambst, Gehorsambst Berichten solten, waß hirtzu Lande von dergleichen Leuthen sich befinde...“

Es geht aus keinem Schreiben hervor, ob auch in Guhrau sich derartige Gefangene aufhielten.

Mit dem glücklichen Entsatz Wiens war die Gefahr wie für die kaiserliche Hauptstadt so auch für Schlesiens vorüber. Aus den Akten erfahren wir, daß die übergeordneten Behörden einen feierlichen Dankgottesdienst anordneten, der in Guhrau am 30. Oktober 1683 abgehalten wurde, wie man auch ein Dankfest für das glückliche Treffen bei Parkány (9. Oktober 1683) beging.

Bühne

Schauspiel in Breslau

Ausklang und Ende . . .

Lobe- und Thaliatheater schließen ihre Pforten, das große Fragezeichen peinlich ausgeprägt . . . Die Oper darf sich im Vollbesitze eines neugewählten Intendanten mit einiger Ruhe über die Sommerpause hin auf sicheren Beginn neuer Spielzeit freuen, das Schauspiel steht noch immer tief im Ungewissen, und die letzten Wochen boten im Aufundab der Vermutungen und Wechsel der Beschlüsse ein recht fragwürdiges Bild.

Es beschloß die Volksbühne, falls die Dinge sich nicht klärten, werde sie auf eigene Faust vorgehen. Und es war bekannt, daß auch der Bühnenvolksbund — wie nach Lage der Dinge nicht anders möglich — dem Gedanken nicht fremd war, gegebenenfalls deselbigengleichen zu tun. Gut.

Es sagte Herr Barnay, als er sich von der Bühne herab verabschiedete: Auf Wiedersehn! Und man vernimmt, daß er mit dem Gedanken umgehe, schon in nächster Zeit mit Kammerspielen außerhalb der Vereinigten Theater hervortreten. Auch gut.

Es meint die Stadt, daß es ihr möglich sein werde, die für die Pacht des Lobe- und Thaliatheaters sowie des Schauspielhauses anzusetzende Summe aufzubringen, ohne den Geldbeutel steuerpflichtiger Bürger anzugreifen, meint also, die Gesamtheit aller Theater unter ihren Hut zu bringen. Sehr gut. Noch besser vielleicht, wenn sie den ebenfalls erörterten Gedanken wahr machte, sich (zu rechter Zeit!) ein zweites Theater zu bauen.

Aber alles zusammen geht bestimmt nicht. Und ob auch nur einer dieser Pläne durchgeführt werden kann — so durchgeführt werden kann, wie es im Interesse der Öffentlichkeit liegt, ist doch noch etwas ungewiß. Eine wirkliche Lösung der verworrenen Verhältnisse könnte nur dann eintreten, wenn die Stadt mit Bestimmtheit, ohne Vielleichts und ohne Rückhalt, erklären würde, daß und wie sie die Theater zu führen gedenkt, wenn sie sich mit den Besucherorganisationen einigt und im übrigen sich soviel Initiative und Selbständigkeit sichert, daß nicht nur die geschäftsmäßige

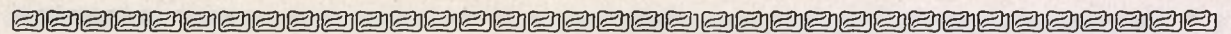
Fortführung der Betriebe begründet erscheint, sondern auch die künstlerische Entwicklung mehr als bisher gewährleistet wird.

Mehr als bisher. Es ist im vorhergehenden Hefte kurz darauf hingewiesen worden, inwieweit der letzte Spielplan hinter berechtigten Anforderungen zurückgeblieben ist; es war die Überladung der Bühne mit ausländischen Werken zu Ungunsten der deutschen, es war das Verjagen auf dem Gebiete des klassischen Dramas zu bedauern. Die Gastspiele anlangend muß festgestellt werden, daß — mit Ausnahme der Ratten — das bloße Virtuosenstück einseitig gepflegt wurde, eine Erscheinung, die allerdings kaum der Leitung der Vereinigten Theater allein anzurechnen ist. Das Thaliatheater begnügte sich im allgemeinen mit Schwänken, die jeder literarischen Qualität entbehren. Wenn dort Kleists Zerbrochener Krug, Molières Gezierte, Shakespeares Lustige Weiber, Hauptmanns Biberpelz, Thomas Einakter gespielt worden sind, so geschah das auf Veranlassung der Bühnenbünde; an sich ging der Weg von der Ver-tagten Nacht zu Gretchen — ein öder und etwas unsaubrer Weg.

Geschäftsrücksichten haben ihn vorgeschrieben, wie sie auch ohne Frage im Lobetheater von wesentlicher Bedeutung gewesen sind (und — sein mußten). — übernimmt die Stadt die Bühnen, um ihnen „vor allem zu höchst möglicher künstlerischer Entwicklung zu verhelfen“, so werden diese Rücksichten zurücktreten müssen und mindestens in dem Maße können, als es gelingt, die in Anschlag gebrachten Ersparnisse allgemeiner Art, wie sie aus der Zusammenlegung des Apparates sich ergeben sollen, zu machen. Man darf es um so eher erwarten, als die Verhandlungen über die Pachtsumme dem Vernehmen nach „eine durchaus annehmbare Lösung versprechen“.

Indessen dürfte es notwendig sein, an die bisher bekannt gewordenen offiziellen (?) Auslassungen noch einige Bedenken anzuknüpfen.

Dem neuen Plane zufolge — denn wenn die Stadt selbst bauen wollte, könnte es nicht von heute auf morgen geschehen — tritt auch das Schau-



Spielhaus, bislang Operettentheater, in die Gemeinschaft aller Bühnen ein, und man trägt sich mit dem Gedanken, dort nunmehr auch gewisse erfolgreiche Opern spielen zu lassen. Daß die Operette beschnitten wird, ist weder inkünstlerischer noch in wirtschaftlicher Beziehung ein Fehler. Warum aber der Gewinn ausschließlich der Oper zugutekommen soll, ist durchaus nicht einzusehen. Vielleicht wünscht man, den erheblichen Posten von rund einer halben Million Mark, den die Stadt für die Oper in den Etat einsetzen mußte, durch erhöhte Einnahmen zu verringern. Das wäre begreiflich und ein Erfolg dieser Art erwünscht. Aber anderseits ist es praktisch gleichgültig, wie die Einnahmen für diesen Etatsposten zustande kommen, wenn es eine einheitliche Verwaltung gibt, und es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß auch das Schauspiel in angemessenen Räumen entsprechende Anziehungskraft ausüben würde. Solcher Räume bedarf es ohne alle Frage. Die Oper aber ist im Stadttheater so viel besser untergebracht als das Schauspiel im Lobe- und Thalia-theater, daß die Möglichkeit, eine größere Bühne auszunutzen, in erster Linie dem Schauspiel neidlos gegönnt werden sollte.

Es wird sich in Zukunft — immer vorausgesetzt, daß die Stadt die vier Bühnen tatsächlich führt — hoffentlich auch erzielen lassen, daß der außerordentlich rasche und umfassende Wechsel im Schauspielpersonal in etwas vermieden wird, daß gute Schauspieler der Stadt länger erhalten bleiben, als es gemeinhin in letzter Zeit der Fall war. Die Hebung der schauspielerischen Leistungen in der letzten Spielzeit, die hier gern anerkannt worden ist und sein soll, ist auch den Mitgliedern des Ensembles zu danken, die hier tätig waren, und es ist sehr zu beklagen, daß ein großer Teil der besten von ihnen Breslau verläßt: u. a. Bessie Hoffart deren zweifellos starke Begabung sich immer deutlicher offenbarte, Hans Deppler, Robert Meyn, Max Nemeß. Bedauerlich auch ist der Fortgang Leo Mittlers, dessen außerordentliche Befähigung für die Regie des modernen Dramas schwer zu ersetzen sein wird.

Wie sehr die Hebung eigener Initiative der Theaterleitung angestrebt werden muß, wurde bereits betont; die Lage der Dinge wird da wesent-

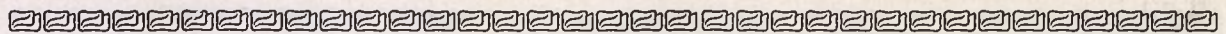
lich von den bekannten Bindungen durch die Besucherorganisationen bestimmt. Kein Zweifel, daß deren Bemühungen um Hebung der Theaterkultur der Allgemeinheit alle Anerkennung verdienen, kein Zweifel auch, daß die Öffentlichkeit sich durchaus nicht geschädigt zu fühlen braucht, wenn da zwei verschiedene Geschmacksrichtungen (um zunächst den ein wenig farblosen Ausdruck zu wählen) zu Worte kommen. Es besteht ein Interesse daran, die moderne Produktion, um welche es sich in weitem Umfange vornehmlich handelt, möglichst vielseitig kennen zu lernen. Kennen zu lernen; nicht aber daran, sie gleichmäßig und unter Hintansetzung aller nationalen und kulturellen Belange kultiviert zu sehen. Hier ist der Punkt, an dem eine ihrer Pflichten vollbewußte Theaterleitung einzusetzen und notwendigenfalls ausgleichend in gewünschtem Sinne zu wirken haben würde.

Ein Überblick über die Stücke, die seitens der beiden Organisationen für ihre Mitglieder belegt worden sind, zeigt, wie weit die Ziele auseinandergehen, und welcher Art sie — hier in Breslau — sind.

Abgesehen von drei Dramen, die auf beiden Seiten gewählt worden, stehen für den Bühnenvolksbund: Kleist, Die Hermannsschlacht und Der zerbrochene Krug; Freytag, Die Journalisten; drei Einakter von Thoma; Ibsen, Die Kronpräsidenten; Strindberg, Die Kronbraut; Calderon, Der Richter von Zalamea; Moliere, Die Gezierten. Die neueste deutsche Dramatik war mit Kaysers David und Goliath und mit Barlaachs Sündflut vertreten.

Die Volksbühne hatte anders gewählt und teils in der großen Schauspiel-, teils in der Kammerpielgemeinde gegeben: Büchner, Dantons Tod; Gerhart Hauptmann, Der Biberpelz; Hamsun, Vom Teufel geholt; Brieux, Mutterschaft; Pirandello, Der Mann, das Tier und die Tugend und Sechs Personen suchen einen Autor. Von modernen deutschen Dramen erschienen sonst noch: Heinrich Mann, Variété; Klabund, Hannibals Brautfahrt; Goetz, die tote Tante und andere Einakter; Brecht, Trommeln in der Nacht; Rehfisch, Wer weint um Juckenack.

Die Gegensätzlichkeit der beiden Listen springt in die Augen. Es ist nicht nur das, daß von der Volksbühne das moderne Schauspiel ganz außerordentlich



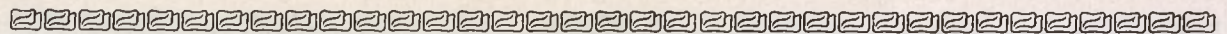
bevorzugt wird; vielmehr verrät die Auswahl der Stücke, daß dabei ein Moment, besonders gesucht erscheint; das Gesellschaftskritische, das Destruktive, das — Umstürzlerische wird bewußt betont.

Als seinerzeit im Septemberhefte vergangenen Jahres eine Charakteristik der beiden Besucherorganisationen gegeben wurde, bestritt eine Zuschrift seitens des Generalsekretariats der Volksbühne die Berechtigung der dort gegebenen Darstellung. Auf Einzelheiten bezugnehmend berichtigte sie dahingehend, daß in Chemnitz, wo die Mitglieder der Volksbühne zur Wahl von Sozialisten aufgefordert worden waren, das entsprechende Rundschreiben nicht von der Leitung der Volksbühne ausgegangen sei, sondern von zwei Personen, die diese Leitung in keiner Weise repräsentierten (ihr aber doch so nahe standen, daß sie die Mitgliederlisten kannten?), und daß die Leitung der Organisation dieses Vorgehen nicht gebilligt habe. Es heißt weiter, daß gelegentlich einer im besagten Septemberaufzuge erwähnten Aufführung von Toller's Hinkemann in Berlin der Saalschutz, den dort die Arbeiterathleten übernommen hatten, von der Volksbühne bestellt oder die Veranstaltung von ihr ausgegangen sei. Das war nicht behauptet worden und sollte auch nicht zwischen den Zeilen gelesen werden. Es war vielmehr, bedauerlicherweise nicht klar genug geschieden, neben diesem Ereignis auf die Haltung der Volksbühne eingegangen worden, die eben damals unter Bruch des über französische Stücke verhängten Boykotts Dildrac aufgeführt hatte. „Die Berliner Volksbühne“, heißt es mit Bezug hierauf, „ist allerdings der Ansicht, daß gerade diese Aufführung einen Beweis für die Tatsache der Unabhängigkeit ihrer Spielplangestaltung von allen politischen Einflüssen erbringt.“ Ein seltsamer Beweis und ein seltsames Rühmen... Aber schließlich kommt es nicht auf Haarspaltereien an. Der Hauptpunkt ist vielmehr ein anderer. Er tritt klar aus dem folgenden Passus jener Zuschrift hervor: „Es ist unrichtig, wenn gesagt wird, die parteipolitische und konfessionelle Neutralität der Volksbühnen stünde gewissermaßen nur auf dem Papier. Tatsächlich vollzieht sich die Arbeit der Volksbühnen überall in völliger Unabhängigkeit von einer bestimmten Partei oder Richtung. Es trifft zu, daß in den Volksbühnen Sozialdemokraten an führender

Stelle tätig sind. Es ist dies auch gar nicht anders möglich bei einer Organisation, die sich die Aufgabe gestellt hat, die breitesten Massen, insbesondere auch des werktätigen Volkes für ein Kulturtheater zu gewinnen.“ Es seien, heißt es, auch Mitglieder anderer Parteien leitend tätig. Gewiß. Man weiß es und wußte es auch vordem. Aber das alles ändert doch nichts an der Tatsache, daß das Programm durchaus links, eben sozialistisch, orientiert ist. Die Volksbühne weiß das ja auch selbst ganz genau. Stellte sie doch selbst in ihrer Zeitschrift fest, daß die Volksbühnenbewegung „selbstverständlich für die proletarischen Klassenbestrebungen, deren Ziel die sozialistische Gemeinschaft ohne Klassengegensätze ist, die allergrößte Bedeutung habe, helfe sie doch an diesem Befreiungskampfe des Proletariats mit.“ Lehnte sie es doch ab, „die Rolle eines Harmonieapostels im Klassenkampfe zu übernehmen, wenn man auch nicht prinzipiell Unorganisierte und Nichtproletarier ausschließen solle.“ Wenn das Unabhängigkeit von einer bestimmten Partei oder Richtung ist, dann ist auch schwarz weiß und weiß schwarz.

Wozu die Ablehnung? Wozu das Versteckspiel? Es ist ja ganz selbstverständlich, daß politische Orientierung auch irgendwie auf Kunstanschauung abfärbt. Ein großer Teil der Künstler selbst ist Sprachrohr einer bestimmten politischen Einstellung und wird natürlich von den Gleichgesinnten lieber gehört als eine künstlerische Verlautbarung, die auf anderem Boden erwachsen ist. Alle Wahl, auch alle künstlerische Auswahl, ist mehr oder weniger Gefinnungssache. Das kann man doch ruhig zugeben. Man kann es, man muß es auch. Man darf nicht jede Einstellung ableugnen, wenn man einseitig für eine neue proletarische Kultur schwärmt.

Schließlich — man weiß ja eben doch, wie der Hase läuft. Und, wie gesagt, mög' er immerhin. Für die Öffentlichkeit und Allgemeinheit ist nur das von Wichtigkeit, daß nicht tendenziöse Haltung, diese tendenziöse Haltung, als die allein im Interesse der Kunst liegende, hingenommen wird. Welche Ergebnisse sie zeitigt, lehrte der Überblick über die Spielfolge der Breslauer Volksbühne... Gut denn, dort liebt man eben diesen Stil. Aber er soll und darf nicht überwuchern. Mag man ihm, soweit angängig, die Bahn frei lassen, so hat man



auch ein entschiedenes Interesse daran, den Ausgleich geschaffen zu sehen. Hat im Rahmen dieser Bewegung, dieser nach eigener Angabe politisch und konfessionell neutralen Bewegung, das deutsche Nationaldrama keinen Platz, so muß er ihm anderweitig gesichert werden. Und Aufgabe einer kommunalen Leitung wird es sein, hier zum Rechten zu sehen, nicht nur etwa, wie es bislang mit allerdings zweifelhaftem Erfolge geschah, zwei kümmerliche Klassikervorstellungen für Schüler festzusetzen ..

Es wird für die Stadt, wenn sie in den Theatern wirklich eine verständnisvolle Kulturpolitik treiben will, genug zu tun geben; man darf gespannt sein, wie die Aufgabe angefaßt werden wird.

Noch bleibt, was unter dem alten Regime ausgangs geleistet worden ist, kurz zu besprechen; es war nicht allzu erfreulich.

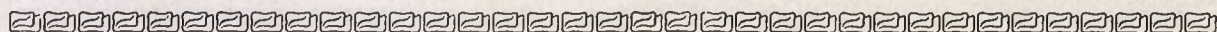
Im **Lobetheater** gewann sich Wilhelm Meyer-Försters fünfsaktiges Schauspiel *Altheidelberg* einen starken Erfolg. Die romantische Sentimentalität, die diese Szenen füllt, wirkt halt noch immer. Indessen wollen wir nicht lästern; ein wenig sind wir ihr alle — und im Grunde genommen gern — verpflichtet. Den Karl Heinz spielte als letzte seiner Gastrollen Hans Brausewetter, gut, recht gut in seiner Art. Es ist — nicht eben im Sinne des Stückes — die des Naturburschen, die den Prinzen ein wenig überdeckt. Margarete Wolfs Käthi war eine sehr bemerkenswerte Leistung, Robert Meyn als Luz war glänzend, vielleicht nur einen Schatten zu vornehm. Sonst — nun, es war nicht alles so, wie man es gewünscht hätte, aber im Durchschnitt doch genügend, um das Stück zu tragen. Nur die Studenten, die Studenten — so teuflisch falsch wird in Studentenkreisen doch nur selten gesungen.

Georg Kaisers aus der Überarbeitung seines Jugendwerkes *Bürger Schippel* entstandene Komödie *David und Goliath* folgte. Ein bißchen Gartenlaube, ein bißchen „Don Morgens bis Mitternacht“. Kuriose Mischung. Nicht unwitzig, im Beginn recht Bühnenwirksam, gegen Ende ein wenig übereilt abgehäpelt, ohne alles Angeknüpfte zu lösen, ohne alle Möglichkeiten auszuschöpfen. Der kleine, feine Buchhalter Sophus Möller düpiert und überwindet also den gewaltigen Finanzmagnaten Magnussen, indem er ihn bei dem Glauben läßt, auf sein, Möllers, Los — das Los, das er seit Jahren gar nicht mehr spielt, um vielmehr die von den Verwandten beigesteuerten Beiträge zur Erziehung seiner Tochter zu verwenden — auf sein Los also sei der Hauptgewinn entfallen. So tut er und dieser Magnussen verdient ja auch eine Lektion, alldieweil er ein ganz arger Egoist und Halsabschneider ist. Als sich schließlich

herausstellt, wie die Sache mit dem Lose in Wahrheit steht, hat doch keiner der enttäuschten Verwandten ein Recht zu klagen, denn allen ist inzwischen aus den perfiden und doch verfehlten Spekulationen des Magnussen irgend ein bedeutender Vorteil zugefallen; ja das ältliche Fräulein Juel, von Bessie Hoffart herzerweichend komisch gespielt, ist sogar des reichen Mannes Braut geworden ... Dies der knappe Inhalt des Stückes, das unter Leo Mittlers Regie recht gut gespielt wurde. Richard Felden als Sophus Möller, Julius Arnfeld als der reiche Brauer, Robert Meyn und Friedel Knaack als äußerst komisches Ehepaar seien genannt.

Sodann kam, in der Provinz schon längst gespielt, Hans Rehfischs Tragikomödie „Wer weint um Juckenack?“ zur Aufführung. Sie hätte auch nicht zu kommen brauchen, denn sie ist im Grunde genommen herzlich schwach. Dieser Juckenack, der, aus einem Schlaganfall noch einmal erwachend, visionär die ganze Leere seines lieblosen, öden Lebens erfaßt hat, was er in die (für Urzeiten wohl günstige, für unsere Zeit sophistisierende) Formel kleidet, daß niemand zur ewigen Ruhe kommen könne, der nicht von irgend einem Wesen beweint werde, dieser Juckenack, der sich nun in eitlen Selbstbetrügereien irgend jemand sichern will, der ihm nachtraure, und dabei ausgerechnet an eine abgefeimte Dirne und einen elenden Schieber (von Ruth Baldor und Robert Meyn sehr gut dargestellt) gerät, um derentwillen er Haß und Gut verschwendet und seine Beamtenpflicht verläßt, um schließlich doch leer auszugehen, dieser Juckenack ist eine bloße Konstruktion, ist es genau so wie der Agent der Begräbnisversicherung Charon, der eigentlich einen veritablen Boten aus dem Jenseits vorstellt. Begabung für das Drama kann man Rehfisch bei alledem nicht absprechen; hier aber hat sie sich nur höchst mangelhaft dokumentiert. Bei der Aufführung kam das Visionäre und Gespenstige, das unbedingt hätte betont werden müssen, zu kurz. Es fehlte bei Juckenack, den Hans Peppeler im übrigen in geschlossener Leistung ansprechend verkörperte, es fehlte bei jenem Versicherungsagenten durchaus. Auch sonst war nicht alles in bester Ordnung.

Nach dem Fiasko der *Iphigenie*, die lektin als Schülervorstellung heruntergespielt worden war, bedeutete jetzt die Aufführung der *Minna von Barnhelm* eine angenehme Überraschung. Lessings unsterbliches, auch diesmal wieder seine unverwundliche Lebenskraft beweisendes Lustspiel, klug und durchdacht in allem, wie im großen Aufbau so in jeder Wirkung, kam bei im allgemeinen guter Besetzung zu voller Wirkung. Nicht als ob der Stil mit unfehlbarer Sicherheit getroffen worden wäre — gewisse Feinheiten blieben verdeckt — aber man konnte mitgehen und auch bei schärferem Zusehen Billigung nicht versagen. Hans Peppers Tellheim und Max Nemeß' Werner waren vorzügliche Leistungen, Boris Schirman be-



wältigte den Just recht anständig, und Richard Odda als Wirt, sonst nicht eben Lessings Intentionen entsprechend, war wenigstens in der Szene, da er die Personaliën seiner neuen Gäste aufnimmt, schauspielerisch gut. Carl Behrs Riccaut, nur ein wenig der notwendigen körperlichen Quecksilbrigkeit vermissen lassend, bestand in Ehren. Ruth Baldor als Minna, besonders im Anfange etwas fahrig und unter der Schelmerei die gehaltene Überlegenheit allzu sehr versteckend, kam doch zu hübschen Wirkungen, und Lillu Barnay als Franziska, gelegentlich ein wenig derb, entfaltete ein vorzügliches Spiel, das wiederum bedauern ließ, wie so selten man die prächtige Schauspielerin auf der Bühne gesehen.

Pirandellos „Sechs Personen suchen einen Autor“ schloß die Spielzeit im Lobetheater ab. Es war, nach den großen Erfolgen da und den Bühnen-skandalen dort, mit einiger Spannung erwartet worden. Es lohnte nicht. Man wollte sich nicht verblüffen lassen: es ist ein originelles, aber schlechtes Stück. Nicht, daß es Wirkung auf der Bühne vermissen ließe. Das Durcheinanderschieben der eigentlichen Handlung und der Vorgänge innerhalb der Schauspielergesellschaft, das geschickte Vorwärtstreiben der Entwicklung durch allerhand raffinierte Tricks, das hier groteske, dort emphatische Aufwirbeln pointierter Momente verrät die Bühnensicherheit des Virtuosen. Aber das alles darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die grauenvoll quälenden Vorgänge faul und anrüchig sind, ohne daß der Ekel den sie ausströmen, durch irgendwelche Notwendigkeit, durch einen Ernst, der die Dinge aus innerstem Zwange heraus entwickelte, gemildert wäre. Es ist brutale Widerwärtigkeit, nackt und bloß, die, nur von allerhand spukhaften Feten umweht, auf die Bühne gestellt ist. Und so geschickt in Einzelheiten sich die Dinge auf-tun, so wenig sind sie im Großen gemeistert. Abrupt, stoßhaft quirlen die Vorgänge einem Ende zu, das kein Ende ist, keine Klärung, keine Lösung bedeutet. Alle Achtung für die Leistungen der Schauspieler, Bessie Hoffarts vor allem. Alle Achtung auch für die Regiekunst Barnays, der sich mit dieser Inszenierung von der Stätte seiner bisherigen Wirksamkeit verabschiedete — etwas anderes wäre besser gewesen.

Noch weniger Glück hatte das **Thaliatheater** mit seinem Abgesange.

Leo Lenz' (Pseudonym für Joseph Rudolf Schwanzara) „**Heimliche Brautfahrt**“ ist ein hübsches und wirkungsvolles Lustspiel, das dezent Handlung (dergleichen muß man bei modernen Lustspielen eigens betonen) in geschickter Durchführung bringt. Gut inszeniert, im allgemeinen flott gespielt — Cläre Rapmund in der Hauptrolle war sehr gut — ermangelte es, um einen vollen Erfolg auszulösen, allein des Publikums, das leider nicht vorhanden war.

Alsdann ward „**Gretchen**“, Groteske in 3 Akten von Gustav Davis und Leopold Lipschütz, zur Dar-

stellung gebracht. (Davis heißt eigentlich David, Lipschütz ist echt). Die Reklame schrieb: „eine pikante Groteske. Es fällt schwer, ein passendes deutsches Wort dafür zu finden... Im Faust, Auerbachs Keller, beklagt sich Frosch bei Brander: „Du bringst ja nichts herbei, nicht eine Dummheit, eine Sauerei.“ Hier, bei diesem Gretchen, hätte er in dieser Beziehung keinen Grund zur Klage gehabt. Das Stück strotzt von Eindeutigkeiten. Auf seinen Inhalt einzugehen, erübrigt sich; es ist nicht nötig, Pornographica zu analysieren. Es ist übrigens auch nicht nötig, dergleichen zu spielen. — Indessen hat Hermia Born, was aus Gründen der Gerechtigkeit festgestellt sei, in dieser Gretchenrolle viel schauspielerisches Talent entwickelt.

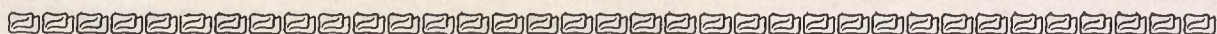
Endlich aber und zuletzt:

Otto der Treue, Schwank in drei Akten von Toni Impekoven und Carl Mathern. — Ein würdiger Abschluß der Spielzeit! Teufel auch! Ein Schmarren voll bodenloser Albernheit, roh und grob zusammengeschustert, wihlos eingestellt auf den blanken Kiesel der Unanständigkeit, nur deshalb fähig, einen Abend lang die Bühne zu halten, weil reichliche Komik des Momentanen, der Situation und des Wortes — allzuoft übrigens aus alten Beständen requiriert — zum Lachen reizt! Die als Tochter im Hause auftretende Geliebte, die im Mittelpunkt des Machwerks steht, kennt man aus Clo-Clo, Lehars erfolgreich gespielter Operette; vor allzupeinlicher Erinnerung schüßt allein die unendlich größere Plumpheit, mit der das Motiv in dem Schwank der Impekoven und Mathern breitgetreten ist. — Burleskes Spiel der Aktöre und Aktrizen, oder wenigstens einiger von ihnen — verfehlt indessen seinen Eindruck nicht. Ernst Boehlich.

Oper in Breslau

Am Ende der Spielzeit werde ich plötzlich vor die Aufgabe gestellt, in diesen Blättern die Stelle meines so unerwartet dahingeshiedenen Kollegen Dr. Jensch einzunehmen. Ich beginne meine Tätigkeit mit dem geziemenden achtungsvollen Gedenken an meinen verewigten Vorgänger, der seit dem Kriege sich der musikschriftstellerischen Tätigkeit mit hingebungsvollem Eifer befließ, von dem ehrlichen Wunsche be-seelt, die im Universitätsstudium erworbene Gründlichkeit des Nachdenkens in den Dienst der Kunstliebhaber zu stellen.

Am Ende der Spielzeit wäre es erwünscht, in einer großen Synopsis den Freunden des Stadttheaters die Eindrücke der vergangenen Aufführungen noch einmal zu vergegenwärtigen. Da ich aber eine regelmäßige Referententätigkeit an einer hiesigen Tageszeitung erst wiederum seit einem viertel Jahr aufgenommen habe, ist es mir nicht möglich, dieses berechtigzte Verlangen zu erfüllen. Trotzdem bietet auch diese verhältnismäßig kleine Übersicht Momente, die allgemein



charakteristisch sein dürften. Die Krise in den Theaterverhältnissen Breslaus und der Intendantenwechsel Tietjen—Turnau an der Opernbühne haben die öffentliche Aufmerksamkeit wachgerüttelt und, wie stets an Wendepunkten des öffentlichen und privaten Lebens, werden Stimmen der Zukunftswünsche und der Wertung der abgeschlossenen Epoche aufgerufen. Kritische Erwägungen, nicht am Einzelnen, sondern an den typischen Erscheinungen ansetzend, erhalten einen besonderen Sinn.

Die Aufstellung eines Opernspielplans wird in unserer Zeit stets kritisch kommentiert werden! Und doch wird weder ein Opernleiter noch die Kritik (sei es mit-, sei es gegeneinander) imstande sein, das Problem zu lösen. Der Grund liegt in dem eigentümlichen Zustande der Gattung „Oper“, der sich im Laufe der Zeit herausgebildet hat. In diesem Augenblicke nämlich, wo nicht eine zeitgenössische Oper unmittelbar verständliches, instinktiv überzeugendes Gemeingut ist, regen sich die subjektiven Geschmacksrichtungen aller möglichen Versionen, und es ist schwer für einen Bühnenleiter, durch das bewegte Meer der Meinungen sein Schifflein mit kluger Umsicht hindurchzusteuern. Es ist nun einmal Tatsache: Das allgemeine Stilbewußtsein, d. h. das Sichsichfühlen mit einem bestimmt gerichteten Kunstwillen, ist — trotz der konzentrierten Lehre Richard Wagners — auf dem Gebiet der Oper verloren gegangen. Die deutsche Moderne ist der großen Masse zu kompliziert, die völlige Hingabe an das sinnliche italienische Kunstschaffen, der in bedenklicher Weise gar Viele zu verfallen drohen, wird mit guten Gründen von Anderen bekämpft, die Schauoper des 19. Jahrhunderts, die dem Auge Befriedigung und Lust gewährt, ist dem Geiste fremd geworden, Versuche, die Barockoper wieder zum Leben zu erwecken (eine typische Parallelercheinung zur Rückkehr zu Bach—Händel auf anderen Gebieten der Musik), müssen trotz beachtlicher Erfolge vereinzelt bleiben. Es fehlt ebenso die Überzeugung von einer „Aufgabe“ des Operntheaters im Gemeinbewußtsein wie das unbewußte Vergnügen an einer eindeutig auf Zeitwerte eingestellten Produktion. Berücksichtigt man diese Schwierigkeit der Lage, so muß man anerkennen, daß Herr Tietjen mit glücklichem Geschick die Zwischenlösung, mit der man sich eben begnügen muß, versucht hat. Sein Programm war international und bunt in Beziehung auf Geschmacksrichtungen, doch von Verantwortungsgefühl gegen die große deutsche Vergangenheit und Gegenwart beeinflusst. In würdiger Form sah ich Wagners „Parsifal“ und „Meistersinger“, Mozarts „Don Juan“ und das halbdeutsche Werk Goldmarks „Königin von Saba“. Mit besonderer Dankbarkeit sei der Richard Strauß—Tage gedacht, die uns eine ideale Auf-führung der „Elektra“ und eine recht gute des „Rosenkavaliers“ unter Leitung des genialen Könners bescherten. Doch fehlte — und hier liegt

eine Zukunftsforderung! — die Pflege der Werke Hans Pfitzners, von dessen Kunst wir bei der Breslauer Singakademiefest und dem Görlitzer Musikfest einen geradezu erschütternden Eindruck gewannen.

Von ausländischen Komponisten interessierte Mussorgsky mit seinem „Jahrmakht von Sorotschintzi“ besonders. Hier wird die Fähigkeit der Musik, mit rein musikalischen — keineswegs „drastischen“ — Mitteln komische Wirkungen zu erzeugen, offenbar. Die Melodik, die auf den Prinzipien reiner Linearbildung aufgebaut ist, erschloß der näheren Untersuchung die Kraft der linearmelodischen Formel, die uns aus der Kenntnis des „Chorals“ bekannt ist, auch für dieses Gebiet. Die konsequente künstlerische Anwendung dieses östlichen musikalischen Vorstellungsprinzips, die ich in einem Feuilleton anderen Orts näher charakterisiert habe, ist hier Notwendigkeit aus Empfinden, nicht modische Exotik. Mit diesem Werk hat Herr Tietjen uns eine Fülle von Anregungen vermittelt.

Ein Gastspiel der Mailänder Opern—Stagione enttäuschte in der „Aida“ und „Cavalleria“, gewann aber an Qualität bedeutend in „Bajazzo“ und „Tosca“. Unvergesslich bleibt diese eigentümliche Art der Italiener, die Szene auf der Komödiantenbühne des Bajazzo zu gestalten, und ihre Auffassung der „Tosca“, die alle Brutalität des Stückes vergessen ließ und das innere Verhältnis der Italiener zum „Musikdrama“ deutlich machte. Mit Mißvergnügen bemerkte man immer noch die „Margarethe“ Gounods auf dem Repertoire. Selbst die größte Labilität der persönlichen Einstellung, die ja, wie ich schon ausführte, dem heutigen Opernspielplan gegenüber notwendig ist, kann keinen Grund finden, der die ständige Darbietung dieser verkörperten Geschmackslosigkeit rechtfertigt.

Die Stärke der Epoche Tietjen schien mir in der Spielleitung und Inszenierung zu liegen. Von überraschender Großartigkeit waren die Bühnenbilder im „Parsifal“, die keinen Vergleich zu scheuen brauchen. Die Neuinszenierungen brachten durchweg entzückende malerische Wirkungen in Beleuchtung und Aufbau. „Durchdacht und künstlerisch gesehen“, ist das Charakteristikum der Schöpfungen der Spielleitung. — Die Erstaufführungen waren sorgfältig vorbereitet, die Chöre und Ensembles lebendig und wohlklingend, das Orchester (besonders unter Richard Strauß und den Italienern) recht gut. Doch scheint es, als ob die Wiederholungen „gewohnheitsgemäß“ ständig nachließen.

Die Leistungen der Solokräfte gegeneinander abzuwägen, wäre nur nach den Erfahrungen einer ganzen Spielzeit statthaft. Wenn ich es mir nicht verjage, der starken Eindrücke zu gedenken, die in jeder Rolle von der großen Kunst Marga Dannenbergs ausgingen, so sehe man diese Bemerkung als einen Ausdruck persönlichen Empfindens an, wie es sich

bei den von mir miterlebten Aufführungen eingestellt hat.

Ein erheblicher Anteil an dem künstlerischen Schaffen des Opernensembles war dem Ballett zugewiesen. Die Persönlichkeit Helga Swedlunds gab seinem Auftreten stets ein charakteristisches Gepräge. Ihr künstlerisch produktives Vermögen, ihren vornehmen Schönheitssinn, gepaart mit Geistigkeit und Phantasie, erschloß sie in den eigenen Tanzschöpfungen „*Bilder einer Ausstellung*“ (nach der Musik von Mussorgsky) und „*Tanzsuite*“ (nach Couperin-Strauß), nicht minder in den Balletteinlagen der „*Großen Opern*“. Von dem Ernst ihrer Auf-

fassung ist für die Weiterbildung des Ensembles noch viel zu erwarten. Als ausübende Künstlerin ist sie von jener starken Intensität des Empfindens besetzt, die den Tanz zum Erlebnis erhebt. Ihre Partnerin Inge Swedlund zeichnete sich in den „*Bildern einer Ausstellung*“ und dem Bientanz („*Königin von Saba*“) aus. — Die Erinnerungen an die Ereignisse der Spielzeit, die ich selbst verfolgen konnte, fügen sich zu einem freundlichen Gesamtbilde. Möge unter dem neuen Regime das Gute erhalten bleiben und tatkräftige, zielbewußte Arbeit der Breslauer Oper die Fortentwicklung bringen, die wir von ihr erhoffen!

Ernst Kirsch.

Bücher

Von jeher hat Schlesien an jener Literatur, die vorzüglich und mit Recht als katholische bezeichnet wird, einen starken, und nicht nur zahlenmäßig, starken Anteil gehabt. Es ist nicht stets die Betonung des Konfessionellen, die eine Einordnung in diesen Kreis begründet; es ist oft eine schwer in Worte faßbare Stimmung, die in dem Werke zum Ausdruck kommt, oft nur die Tatsache, daß der Verfasser gläubiger Katholik ist und sich irgendwie gewollt und bewußt in diesen Kreis stellt. Wenn man in der zünftigen Literaturgeschichtsschreibung, wie es häufig geschah und geschieht, diese ganze Literatur, als ein wenig nebensächlich und nicht oben im Zentrum literarischer Bewegung stehend, übersehen oder abtun möchte, so begeht man einen Fehler. Ganz abgesehen davon, daß sie eine recht wichtige Erkenntnisquelle kultureller Observanz ist, bergen sich doch auch ästhetische Werte in ihr, die gar nicht unterschätzt werden können. Und wenn es richtig ist, daß gerade bei den besten Werken dieser Artung von der konfessionellen Gebundenheit abgesehen werden kann (ganz ist es nie möglich), so ist es bei Dichtungen anderer Herkunft schließlich ebenso: immer und notwendigerweise löst vollendete ästhetische Ausprägung Stoffliches, mög' es Realität oder Gesinnung sein, in Höheres, in Grenzen verweisende Geistigkeit auf.

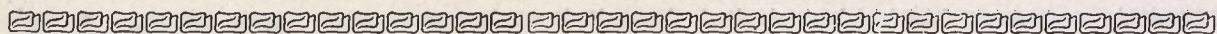
Womit nicht gesagt sein soll, daß Werke, die mit Bewußtsein das religiöse, ja konfessionelle Moment festhalten, irgendwie qualitätslos sein müßten. . . . Durchaus nicht. . . . Auf Joseph Wittigs Schaffen hinzuweisen, ergab sich in diesen Hefen bereits früher erfreuliche Gelegenheit. Das Werk, das jetzt vorliegt, bestätigt den schönen Eindruck, den vorhergehende Werke hinterlassen, aufs glücklichste: *Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo*. (Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, Verlagsabteilung Kempten, 1925.) Ein eigenartiger Titel, ein eigen-

artiges Buch. In enger gegenseitiger Durchdringung stellt es das autobiographisch erzählte Leben des Verfassers, von der Jugend bis zum Hineinwachsen in sein priesterliches Amt, in Parallele mit Jesu Leben, mit dem Jesuenerlebnis, läßt die Vergangenheit des Urchristentums in Land und Leuten der Gegenwart lebendig erscheinen, in Land und Leuten, die Wittig, verwachsen in seiner Gläzer Heimat, oft genug liebevoll nachgezeichnet. Was das Werk, das religiöses Erbauungsbuch sein will, als solches bedeutet, unterliegt hier nicht dem Urteile: rein menschlich gesehen ist es in seiner gütigen Liebenswürdigkeit, in seiner anmutigen Weisheit, in seiner schlichten, reinen Natürlichkeit von unendlichem Eindrucke, der weit über die Grenze der Konfession wirksam ist.

Mit freundlichem Vorworte führt Wittig ein anderes Büchlein ein, das, ebenfalls aus Religiosität geboren, vornehmlich um dieser Tönung willen seinen Kreis finden wird: *Mathilde Fritsch' Gedichte „Gott, Du und ich“* (Frankes Buchhandlung, Habelschwerdt i. Schlef.). Fromme Gefühle und Gedanken sind in Verse gefaßt, die gelegentlich eigenen und starken Ausdruck gewinnen.

Johannes Hönig, für seine literarhistorischen Arbeiten über Ferdinand Gregorovius steter Anerkennung gewiß, bereits früher auch mit Dichtungen hervorgetreten, gibt ein Gedicht in acht Gesängen: *Der Heimweg* (Schweidnitz, im Verlag der Bergland-Gesellschaft), eine wohlgemeinte und schlicht geschriebene Derserzählung. Auch ihr verleiht Religiosität die Farbe.

Friede H. Krazz, deren ungemein stimmungsvoller, seltsam bestrickender Roman *Maria am Meer* jüngst in zweiter Auflage erschienen ist (Kösel & Pustet, Kempten), tritt soeben auch (im gleichen Verlage) mit einer Erzählung von ungewöhnlicher Feinheit, *Der Freier*, hervor. Diese Geschichte eines sehnsüchtigen, entzündlichen, hell schlagenden Herzens, verstrickt in



der Anbetung der Jugendgeliebten, die es nach der Ehe mit einem andern verwitwet wiederfindet, verirrt, verwirrt zugleich in der Bezaubertheit durch die drei Mädchen, die alle irgendwie der Mutter Schönheit tragen, befangen im Glück der Wiederkehr in das heimatliche Land voll schwellenden Lebens, voll traum-schönen Zaubers, diese Geschichte ist mit so liebens-würdigem Humor, so stimmungsvoll, so köstlich im Stil geschrieben, daß ihr wenig Zeitgenössisches zur Seite gestellt werden kann.

Die Novelle ist in der Sammlung *Das Tor*, eine neue Kleinbücherei, erschienen, deren geschmackvolle Ausstattung bei geringem Preise (Ganzleinen 1 Mark, Ganzleder 2 Mark) aller Anerkennung wert ist. Unter den zehn bisher vorliegenden Bänden, die u. a. so bekannte Namen wie Franz Herwig, Paul Zech, O. Berneder, Georg Terramare als Verfasser nennen, sei hier noch der hervorgehoben, der die Erzählung eines zweiten Schlesiens, Die getreuen Füße von Willibald Köhler enthält.

Die Erzählung ist in expressionistisch bewegtem Stile geschrieben, der freilich weder auf die Spitze getrieben, noch unverbrüchlich festgehalten ist. Er wirkt wie eine bombastische Aufblähung und umkleidet nicht übel den satirisch-märchenhaft gefärbten Inhalt. Es geschieht nicht eben viel mit dem Schneiderlein aus Wolkenfang, das aus seiner ins Wanken gekommenen, zuvor mit „Philosophie“ von eigenen Gnaden bedeutend gemachten Kleinbürgerei unruhig, auffahrend zum Erlebnis strebt, es verpaßt, verträumt, von seinen getreuen Füßen (sie sind Träger der philiströsen Beharrlichkeit gegenüber dem gierigen Geiste) wieder in den Wolkenfanger Alltag zurückgetragen wird. Es geschieht nicht viel; aber doch erweist es sich, daß aus dem realen Nichts durch geschickte Formgebung ein humoristisches Etwas geworden ist, das man belustigt an sich vorüberziehen lassen kann.

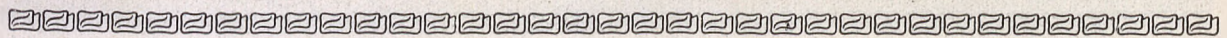
Juliane Karwath, die erfolgreiche ober-schlesische Dichterin, veröffentlicht in der Auswahlreihe des Volksverbandes der Bücherfreunde (Wegweiser-Verlag, Berlin) einen Roman, *Aglai*, „Eine sonderbare Geschichte“, wie sie die Heldin selbst bezeichnet. Es ist eine junge Lehrerin, die, seelisch fein kultiviert und nach Ausströmung ihrer seelischen Kräfte verlangend, in dem Rektor ihrer Anstalt haßt, Ideal, Liebe zu finden glaubt, um dann, über allerhand Wirrnisse und äußere Ärgernisse hinweg, einem anderen zuzugleiten, der immer schon irgendwie in ihrem Denken war, ohne sich doch als „der Eine“ enthüllen zu können, kurz die Geschichte einer Liebe, die aus unausgestaltetem, quälendem Dasein erst mit dem endlich erfaßten Objekt lebendige Gestalt gewinnt. Der Roman spielt vor und zu Kriegszeiten, alle Realitäten recht anschaulich abzeichnend. Im allgemeinen gut geschrieben läßt er doch gerade in der Entwicklung, die im Mittelpunkt steht, zuweilen die rechte Klarheit vermissen.

Wie Eberhard König sich allgemach mehr und mehr durchsetzt, dafür ist die häufige Neuauflage seiner Werke Beweis; es war in diesen Hefen bereits wiederholt auf solche hinzuweisen. Nunmehr liegen wiederum drei Neuauflagen (Verlag Erich Mattthes, Leipzig und Hartenstein im Erzgebirge) vor. Das vaterländische Festspiel *Stein*, 1906 erstmalig erschienen, dereinst in Jena und besonders in Charlottenburg im Neuen Schauspielhaus mit großem Erfolge aufgeführt, weist die dritte Auflage auf. — Die schönen Legenden „Von dieser und jener Welt“ (zuerst 1916) haben bereits die 6. Auflage erreicht. Sie enthalten die reizvollsten Prosaerzählungen Königs, darunter die anmutige „Geschichte von der silberfarbenen Wolken-saum-weise“ und das nachdenkliche „Märchen vom Wald-schratt“, daneben die tiefste Versdichtung „Don Satans Bangen und Lachen“, und auf bekannten Motiven germanischer Mythologie aufgebaut, Her-mo-der's Ritt, der gleichzeitig in einer Sonderausgabe im 3–5. Tausend vorliegt.

Fedor Sommers, derzeit bei den Heimatspielen in Bolkenhain zur Aufführung gelangendes „Burgen- und Heimatspiel in drei Aufzügen, *Bolko*“, ist im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle erschienen. Es führt jene Zeiten vor Augen, da in den Tagen der Pfaffenwirren im Ausgange des 13. Jahrhunderts der kühne und bedeutende Bolko I. von Schweidnitz-Jauer seine hochfliegenden Pläne zu verwirklichen strebte, ein Fürst, dessen Andenken noch jetzt wie das kaum eines anderen Pfaffen im Volke lebt. Seine ragende Gestalt — die Jahrbücher von Grüssau nennen ihn die „Krone Schlesiens“ — ist anschaulich und bedeutsam in den Mittelpunkt des Stückes gestellt; daneben spielen die Gründung der Bolkoburg, die Ansiedlung thüringischer Siedler in ihrer Umgebung und die Gegensätze zwischen slawischem Hindämmern und deutschem Aufstreben eine Rolle. Sommer, ein vorzüglicher Kenner heimatischer Geschichte, hat ein Stück geschaffen, das seiner Aufgabe als vaterländisch-heimatliches Festspiel ohne Zweifel voll genügen wird.

Georg Langers vieraktiges Schauspiel „Die Mädchen von Kosel“, bereits in Ratibor unter bekannten Umständen über die Bühne gegangen, liegt, verlegt bei Wilh. Gottl. Korn in Breslau, ebenfalls im Druck vor. Es spielt in der ober-schlesischen Festung Kosel während der berühmten Belagerung durch die napoleonischen Truppen in den Jahren 1806 und 07. Auch in diesem Stücke stehen der vaterländische Gedanke und die Gegensätze zwischen Deutschtum und Slawen im Vordergrund und geben die Stimmung für eine Familientragödie ab, die, obwohl das Stück nicht übermäßig viel dramatisches Temperament verrät, doch eine gewisse Bühnenwirksamkeit in sich birgt.

Richard Salzburg legt „Das Echo der Jahre“, Gedichte (Schlesische Volkszeitung, G. m. b. H., Breslau, 1924) vor. Es handelt sich um Erst-



linge dichterischer Betätigung, die man nicht mit strengem Maßstabe zu messen braucht: nicht Erfüllung, sondern Versprechen. Immerhin finden sich Stellen und Wendungen, die es als möglich erscheinen lassen, daß eine vorhandene Begabung den Weg zum Schaffen findet.

Im Bergstadtverlage liegt von Emil Magis „Burzelmanns spaßige Reise und andre Märlein für große und kleine Leute“ vor. Hübsch und amüsan, dabei ohne besondere Ansprüche geschrieben, hinterlassen die meisten dieser Geschichten einen durchaus erfreulichen Eindruck.

Ewald Gerhard Seeliger, als Jugendschriftsteller schon gelegentlich hervorgetreten, entfaltet diesmal seinen bunten Humor in einer „lustigen Reimgeschichte ohne Ende für pfiffige Knaben und hübsche Mädchen“: Heinz Wolframs Weihnachtsgeschenke, mit Bildern von C. Storch, im Verlage von Jos. Scholz, Mainz (Scholz' Künstler-Bilderbücher) erschienen. Sie ist wirklich lustig diese Geschichte und als Geschenk für die Jugend wohl zu empfehlen.

Von schlesischen Dialektwerken liegt wenig Neues vor. Karl Klings ist diesen Hefen kein Fremder mehr. Sein „Streeselekuha“, Schlesiache Geschichten (im Schlesiaververlage L. Heege, Schweidnitz) zeugt nicht nur von seinem köstlichen Humor, sondern auch von der großen Liebe und Eindringlichkeit, mit der Klings sich in die Menschen der Heimat zu versenken weiß. Es ist kaum nötig, eine unter diesen Erzählungen und Skizzen besonders hervorzuheben; sie befriedigen und erfreuen so durchaus, daß das hübsche Bändchen jedem Freunde unserer Dialektdichtung bestens empfohlen werden kann.

Nur teilweise in Schlesiach ist Hans Rößlers „Dom Pohlfranze und andern Spadefanteln“ (Bd. 2) geschrieben. (Eigenverlag Hans Rößler, Breslau 23). Rößler ist als Vortragender so bekannt, daß es sich erübrigt, über seine Piecen mit ihrem wirkungsvollen Humor viel zu sagen. Die Stücke verlieren beim Lesen nichts und werden gewiß den vielen Freunden des Verfassers in der Buchausgabe willkommen sein.

*

Auf die prächtigen Neuauflagen von Gustav Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit, die im Verlage von Paul List, Leipzig, herausgegeben von Dr. G. A. E. Bogen, erscheint, ist hier bereits wiederholt empfehlend hingewiesen worden. (Vergl. Bücherchau Oktober 1924 und März dieses Jahres.) Nunmehr liegt das stolze Werk — als solches, als eine hervorragende Leistung deutscher Verlegerarbeit darf es getrost bezeichnet werden — abgeschlossen vor. Der letzte Band, die Zeit von 1700 bis 1848 behandelnd, ist in der gleichen freigebigen Weise wie die vorhergehenden Bände mit Illustrationen und anschaulich unterrichtenden Beilagen aller Art versehen. Ein-

führung und Anmerkung sind von Erich Brandenburg geschrieben; ein Orts- und Personennamenregister zu Band I—V, sowie ein entsprechendes Bilderverzeichnis ist beigelegt. Dem Werke, das in der stattlichen Fülle des Gebotenen und der reichen Ausstattung für die Gegenwart fraglos als die beste deutsche Kulturgeschichte gelten kann, ist weiteste Verbreitung zu wünschen. Bei dem Preise von 15 Mark pro Band wird die vom Verlage gebotene Möglichkeit, das Gesamtwerk gegen bequeme Ratenzahlungen durch Reise- und Versandbuchhandlungen zu beziehen, vielen willkommen sein.

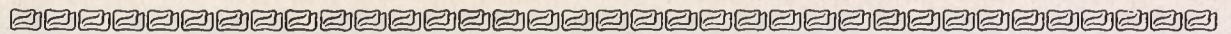
*

Auf dem Gebiete der Literaturgeschichte haben zunächst einige Werke von allgemeiner Bedeutung Erwähnung zu finden.

Was soll ich lesen? Ein Führer durch die Weltliteratur der Neuzeit (1825—1925) von Adolf Armin Kochmann erscheint im Verlage von Ernst Oldenburg in Leipzig. Das Buch zählt in alphabetischer Reihenfolge diejenigen Dichter und deren Werke auf, die zur Lektüre empfohlen werden, gibt ganz kurze Daten und gelegentlich Urteile. Das Werk, kurz gesagt auf literarisch noch Ungebildete berechnet, sollte doch lieber nicht den Anspruch erheben, als „Führer“ aufzutreten. Es ist sehr ungleichmäßig und in der Auswahl und Hervorhebung nach Grundsätzen gearbeitet, die man nicht erkennen kann. Unbedeutendes wird ausgesponnen, Wichtiges übergangen oder mit ein paar dürftigen Zeilen abgetan. Was soll man sagen, wenn etwa auf Heinrich Heine drei volle Seiten, auf den dicht davorstehenden Eilencron 10 Zeilen verwandt werden? Schnitzler darf sich ebenfalls mit 3 Seiten erfreuen, Carl Hauptmann ist mit noch nicht einer abgepeist. Fehlteile mancher Art dienen auch nicht dazu, den Wert des Buches zu erhöhen.

Eine verständig bearbeitete Zusammenstellung von Büchern für die Jugend ist von der Deutschen Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendliteratur, Berlin SW 61, herausgegeben worden.

Von Wilhelm Kosch's Geschichte der deutschen Literatur im Spiegel der nationalen Entwicklung von 1813 bis 1918, deren erste Hefte bereits früher (Dezember 1924) angezeigt wurden, liegen nunmehr drei weitere Lieferungen vor. (Verlag Parcus & Co., München; Preis Lfg. 4, broschiert 2 Mk., Lfg. 5 und 6, broschiert je 2,50 Mk.); sie behandeln Görres, Sailer und die Romantik in Baiern, Schelling und die romantische Philosophie. Die Ausführlichkeit der Darstellung, verbunden mit einem — wenn auch in Grenzen gehaltenen — so doch hinlänglich alle wesentlichen biographischen ff. Momente verzeichnenden Anmerkungsapparate lassen den monumentalen Charakter des



Werkes immer deutlicher hervortreten, das unbeschadet gründlichster Verarbeitung des Stoffes von leichter Klarheit getragen und in der umfassenden Ausbreitung des Materials von größter Anschaulichkeit ist.

Von den in der J. B. Mehler'schen Buchhandlung in Stuttgart verlegten, von Prof. Dr. Julius Zeitler herausgegebenen Epochen der deutschen Literatur erscheint der dritte Band: Die deutsche Dichtung vom Ausgang des Barocks bis zum Beginn des Klassizismus, 1700 bis 1785 von Prof. Dr. Ferdinand Josef Schneider. (492 S., in Ganzleinen geb. 11 Mk.) Das Buch schließt eine Lücke in unserer Literaturgeschichtsschreibung, insofern bisher die der Klassik vorausgehenden Zeiten noch nicht für sich behandelt worden sind. Schneider faßt sie als eine innere Einheit, er verfolgt die Weiterentwicklung der Barockmotive, die sich, seit sie ihren Scheinbaren Höhepunkt in der Literatur des 17. Jahrhunderts erreicht, in Deutschland doch gleichsam unter der Hand, verdeckt von Strömungen, die um ihrer epochalen Aktualität willen stärker hervortraten und die Aufmerksamkeit der Geschichtsschreibung auf sich gelenkt hielten, dennoch weiter wirkten und erst im 18. Jahrhundert ihre künstlerisch höchste Ausprägung fanden, dergestalt freilich, daß diese zugleich von den neueren Strömungen bedingt und verfärbt erscheint. Was Schneider unter diesem Gesichtspunkte — etwa hinsichtlich Klopstocks, Wielands, Heines — ausgeführt, erweist die Fruchtbarkeit seiner Anschauung aufs beste. Nicht ohne weiteres gleichzustellen oder gar mit dem Barock der inneren Form nach zu verbinden ist der Rationalismus, der, in Lessing gipfelnd, freilich der Zeit nach ebenfalls in seinen unmittelbaren Vorgängern im 17. Jahrhundert heimisch ist. Auch diese Fäden, die sich von dort weiterziehen, sind klar aufgedeckt, der entwicklungsgeschichtliche Gedanke auch sonst streng festgehalten, ohne daß doch die dichterische Einzelercheinung und das einzelne Werk in seinem (ästhetischen) Eigenwerte unter der Synthese verdeckt würden.

Bereits in zweiter Auflage liegt der der gleichen Reihe angehörige Band VI, Prof. Dr. Hans Naumann, Die deutsche Dichtung der Gegenwart 1885—1901, vor. Das Werk bedarf besonderer Empfehlung nicht mehr; es hat sich rasch genug und verdienstermaßen eingebürgert. Eine Arbeit muß Liebe für ihr Thema verraten (Naumanns Buch tut es in hohem Maße), und man verzeiht ihr dann wohl auch gern, wenn sie neben der verständnisvollen Einfühlung die Anlegung fester Maße zuweilen vermissen läßt. Man versteht es auch, wenn zugunsten einer Darstellung von einheitlicher Prägung der gegenwärtigen literarischen Strebungen manches, was nicht in den Rahmen passen will, übersehen oder ausgelassen wird. Man darf sich allerdings nicht darüber täuschen, daß das gezeichnete Bild doch von einer gewissen Einseitigkeit ist. Wünschenswert wäre es, wenn übrigens gerade bei

den Jüngsten bei zukünftiger Neuauflage einige Ergänzungen eintreten.

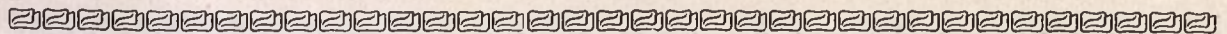
Etwa die gleiche Zeit wie in Schneiders oben angezeigtem Werk ist in Albert Kösters Hinterlassenschaft behandelt: Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit, fünf Kapitel aus der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts mit einem Anhang: Die allgemeinen Tendenzen der Geniebewegung, Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Ein Werk, das, unvollendet liegen geblieben, wichtige Probleme nur eben streift, und für dessen Herausgabe man Julius Petersen doch dankbar sein muß. Köster hat sich mit den Problemen moderner Literaturgeschichtsschreibung, die gelegentlich wohl über die Grenze des real Gegebenen hinaus ihre Aufgabe in synthetischer Erfassung abgegrenzter Entwicklungskomplexe sieht, nicht mehr auseinandersetzen, nicht mehr abfinden können. Gleichwohl; feinsinnig und beherrscht, sicher in der Überschau über die zu ordnenden Massen, voll Verständnis für Kunstform und Persönlichkeit in ihren zeitlichen Bedingtheiten zeugt die Arbeit doch von gestaltender Meisterhand.

Der von Wilhelm Kossch begründete und herausgegebene Eichendorff-Kalender für das Jahr 1925 (Verlag Parcus & Co., München) bereits im 16. Jahrgang stehend, enthält wiederum die vom Herausgeber geschriebene „Romantische Jahreschau“, einen kritischen Überblick über die einschlägigen Neuerscheinungen und die Fortsetzung der Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff, Urteile über ihn, von dem Enkel des Dichters, Karl Freiherrn von Eichendorff gesammelt. Unter den sonstigen Beiträgen seien die literatur- und sagengeschichtlich wertvolle Studie von Eduard Arens „Kaiser Karl segnet die Reben“ und Jakob Bazaras Aufsatz „Adam Müller in Wien 1811—1813“ besonders hervorgehoben.

Dr. Martin Treblins 1919 erstmalig erschienene Arbeit Der Dichter Eberhard König liegt jetzt in zweiter Auflage erheblich erweitert und vertieft vor. (Verlegt bei Erich Matthes, Leipzig und Hartenstein im Erzgebirge). Aus 27 Seiten sind 54 geworden; das Schaffen des Dichters seit 1919, vornehmlich die Vollendung seiner großen Amelungentrilogie, machen die Ausdehnung erforderlich. Daneben erzählt Treblin, mit Erhard König befreundet und über manches dem Fernerstehenden Unbekannte unterrichtet, warmherzig und ausführlicher als zuvor von seinem Leben. Das hübsche Bändchen mit seinem liebevollen Einfühlen in das poetische Werk, wird in seiner neuen Gestalt den Verehrern des Dichters sehr willkommen sein dürfen.

*

Auf volkskundlichem Gebiete ist die für die Heimat wichtigste Erscheinung die soeben im Verlage von Ferdinand Hirt in Breslau herausgekommene Schlesische Volkskunde auf kulturge-



schichtlicher Grundlage von Josef Klapper. (Schlesisches Volkstum. Quellen und Arbeiten der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, herausgegeben von Theodor Siebs, Band 1.) Fußend zumeist auf den Arbeiten der Gesellschaft, die vornehmlich in deren Zeitschrift, den „Mitteilungen“, erschienen sind, hat der Verfasser, seit langem nicht nur im engeren Kreise der Fachwissenschaft rühmlichst bekannt, einen gewaltigen Stoff zusammen getragen und in musterhafter Weise zur Darstellung gebracht. Wenn er selbst seine Arbeit einen Versuch nennt, so ist es ein außerordentlich gelungener. Gewiß sehen noch eine Anzahl von Problemen der endgültigen Lösung entgegen; aber davon wird vorzugsweise die Wissenschaft berührt. Auch für sie, für den an den Dingen mitarbeitenden Forscher, wird sich Klappers Buch als gründliche Zusammenfassung in Zukunft als unentbehrlich erweisen, ganz zu geschweigen von dem Nutzen, den es in weiteren Kreisen stiften muß. Gewisse Wünsche, vornehmlich Einzelheiten betreffend, vorzutragen, ist hier nicht der Ort; vielmehr soll mit Nachdruck auf das Werk als eine empfehlens- und aner kennenswerte Leistung hingewiesen werden, die hoffentlich auch insofern den erstrebten Zweck erreichen wird, als sie in steigendem Maße zu weiterem Sammeln und Mitteilen anregen wird. — Von dem vielseitigen Inhalte kann hier leider nur eine ungefähre Vorstellung gegeben werden. Alle wichtigen Gebiete sind behandelt, fast alle wesentlichen Punkte berührt. Siedlung und Recht, Sprache und Namengebung, in den ersten beiden Kapiteln dargestellt, geben wichtige Grundlagen für die Behandlung der folgenden Themen ab, die sich zunächst auf Dinge und Verhältnisse materieller Kultur beziehen oder mit solchen in nahem Zusammenhange stehen: über Gerät, Nahrung, Tracht, Gewerbe usw. wird da gehandelt. Rätsel, Spruchweisheit, Volkslied leiten zu Volksbelustigung, Unterhaltung, Schauspiel über. Die nächsten Abschnitte befassen sich mit altem Volksglauben, Sage, Zauber und Weissagung. Alltag, Jahr und Lebenslauf im Brauche und Volksfrömmigkeit füllen die folgenden Kapitel. Abschließend wird kurz auf Volkskunst und Heimatpflege eingegangen. Die wichtigste Literatur ist, den einzelnen Abschnitten entsprechend, zusammengestellt, und über 60 Abbildungen dienen der Erläuterung ebenso wie der Illustration des Ausgeführten.

Schlesische Volkslieder mit Bildern (von Hans Zimbal) und Weisen, herausgegeben von Theodor Siebs und Max Schneider liegen im Bergstadtverlage, Breslau, vor. Eine sehr erfreuliche Gabe, eine Fülle volksechten Gefühls und Humors bringend, angetan, in weite Kreise zu dringen und die Freude am heimatischen Liede neu zu beleben. Eine zulängliche Sammlung schlesischer Volkslieder ist ja leider noch nicht vorhanden, und so wird hier eine empfindliche Lücke

wenigstens in gewissem Umfange geschlossen. Immerhin wäre es zu begrüßen gewesen, wenn wenigstens einige Nachweisungen gegeben worden wären.

Hier sei auch hingewiesen auf die neuangezeigte Sammlung F. Neumanns, Alt schlesische Tänze (Schlesierverlag L. Heege, Schweidnitz). Das „alt schlesisch“ darf man nicht zu wörtlich nehmen; die meisten dieser Tänze reichen nicht allzuweit zurück. Aber sie sind mehr oder weniger im Aussterben begriffen, z. T. der heutigen Generation gar nicht mehr lebendig, und so ist hier erfreulicherweise manches Stück des Volksgutes gerettet.

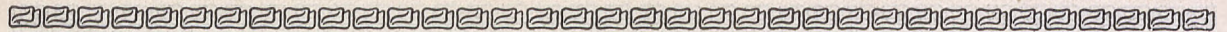
Dr. Emil Lehmann läßt seinen früheren Sammlungen Neue Sagen aus dem Schönhengstgau folgen. (Verlag Josef Czerny in Landskron.) Die vielfach bis in örtliche Besonderheiten gehende Übereinstimmung der Sagentypen mit unseren schlesischen macht diese Zusammenstellungen sehr bemerkenswert. — Unter den neu vorgelegten Stücken befinden sich solche, die sehr seltene Typen von hoher Altertümlichkeit vertreten.

*

Welche Bedeutung dem Eindringen volks- und heimatkundlicher Bestrebungen in die Schule beizumessen, wie erfreulich die Umgestaltung der Lesebücher unter diesen Gesichtspunkten ist, wurde an dieser Stelle bereits früher angeführt. Eng und treu wird das Denken des Kindes an Vaterland und heimischen Brauch, an Überlieferung und Entwicklung volkstümlicher Art angeschlossen, so ein Boden geschaffen, auf dem Verständnis und Liebe für Wesen und Werden deutschen und heimatischen Volkstums wachsen und sich erhalten müssen. Je natürlicher und selbstverständlicher, je unaufdringlicher hier die Erziehung einsetzt, desto fruchtbarer wird sie sein.

Außerordentlich geschickt ist — und nicht nur unter diesem Gesichtspunkte — das „Schlesische Lesebuch“ des Verlages Ferdinand Hirt in Breslau gearbeitet, das von einer Arbeitsgemeinschaft schlesischer evangelischer Lehrer und Lehrerinnen herausgegeben ist. Mit großer Feinheit sind hier die schlesischen Momente in das große Ganze eingebettet, überall klingt das Heimatliche mit, ein voller Klang in dem großen Liede von Deutschland, das zu hören Sinn und Herz des Kindes aufgeschlossen werden soll. Von der Enge und Nähe zur Weite und Höhe führt der bis in Einzelheiten wohl durchdachte Aufbau des Buches; und es ist natürlich, daß dabei das Heimatliche allmählich etwas zurücktritt. Gleichwohl steht es auch in dem letzten, für das 5. bis 8. Schuljahr berechneten Bande, dessen vorzügliche Ausstattung nicht nur nebenbei hervorgehoben zu werden verdient, eindrucksvoll an seinem Platze. —

Das im gleichen Verlage erschienene Oberschlesische Lesebuch, von C. Hein und A. Volkmer herausgegeben, liegt im 2. Teil vor. Es ist in der Anlage gleich und stellt das Heimatliche in das Ganze.



Neben den allgemeinen gut beachteten Momenten ist besonders die geschickte Art hervorzuheben, in der hier obererschlesische Schriftsteller zu Worte kommen.

Die katholischen Parallelausgaben sind im Verlage von W. Crüwell, Dortmund erschienen: Schlesisches Lesebuch, bearbeitet von dem Vereine kath. Lehrer Schlesiens und dem Vereine katholischer schlesischer Lehrerinnen, das bereits abgeschlossen ist, und das entsprechend von Oberschlesiern bearbeitete Oberschlesische Lesebuch, von dem 3. B. der zweite Band vorliegt. In der Ausstellung nicht ganz auf der Höhe der Hirtschen Werke, können sie sich inhaltlich doch sehr wohl neben diesen behaupten. Die Grundsätze sind — abgesehen von der besonderen konfessionellen Einstellung — beiderseits naturgemäß die gleichen. Das Kernstück für die heimatkundliche Unterweisung bildet der zweite Band „Mein Schlesiervaterland“. — Bei dem obererschlesischen Parallelbande, „Heimaterbe du liebe“, ist mit Genugtuung darauf hinzuweisen, daß auch die Beziehungen zu Niederschlesien in einem besonderen Abschnitte betont und gepflegt erscheinen.

Bei den Lesebüchern für höhere Lehranstalten, ebenso bei Lebensgut, Verlag von Moritz Diesterweg, Frankfurt, wie bei Ausaat, bei Grote und Mittler & Sohn in Berlin erschienen, sind die besonderen heimatlichen Stücke in eigenen Abschnitten zusammengefaßt. Sie sind in der Ausaat, herausgegeben von Oberstudiendirektor W. Scheel, die den alten Hopf und Paulsiek ersetzen soll (es liegt augenblicklich die fünfte Abteilung des Werkes vor), von Prof. Dr. Karl Olbrich bearbeitet, knapp, aber vielseitig Wesentliches erfassend. — Lebensgut hat eine Ausgabe für Schlesiens, eine für Oberschlesiens. In jener sind die einschlägigen Abschnitte, „Schlesiens, du mein liebes Heimat-

land“, von Studienrat Dr. Josef Klapper, in dieser, „Waldesrauschen und Hammerschlag“, von Prof. Dr. Wilhelm Kothe und Studienrat Dr. Paul Rhein gewissenhaft bearbeitet. Wer an die Schulbücher aus der eigenen Jugend zurückdenkt, wird sich der Freude über das frische Leben, das sich jetzt regt, nicht erwehren können. Bestrebungen, seit langem von Deutschkundlern gehegt, kommen jetzt zum Durchbruch, noch nicht zu spät, um die Ehrfurcht vor heimatlicher Überlieferung wieder in weitere Kreise zu tragen.

Vollkommen auf Heimatkunde ist Belk's Bogenlesebuch, Schlesische Heimat, Verlag Julius Belk, Langensalza eingestellt, das in W. Schremmer und K. Wierskott ausgezeichnete Bearbeiter gefunden hat.

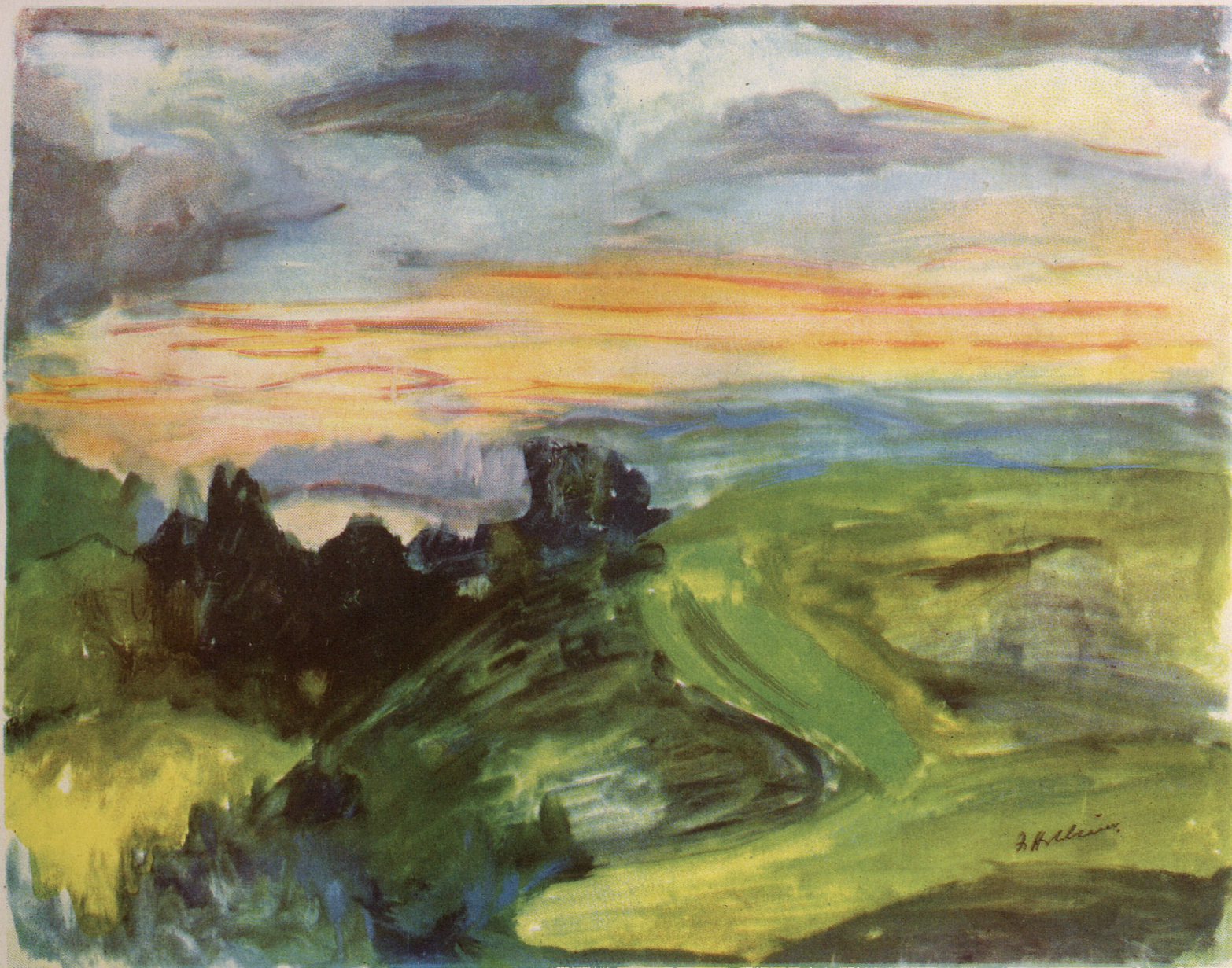
*

Soeben beginnt zu erscheinen: Der Kleine Brockhaus, Handbuch des Wissens in einem Bande (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig). Die Notwendigkeit, mit dem Gelde möglichst hauszuhalten, wird jedem, der sich die Ausgabe für größere Werke nicht leisten kann und sich doch über dies und jenes rasch und zuverlässig belehrt sehen möchte, dieses neue Werk sehr willkommen erscheinen lassen, das zu dem billigen Preise von 1,90 Mk. für die Lieferung — 10 sollen in rascher Folge herauskommen — durchaus erschwinglich sein dürfte. Die jetzt vorliegende erste Lieferung umfaßt auf 80 Seiten eine sehr große Anzahl von Stichwörtern, über 400 Abbildungen im Text und zahlreichen Bildtafeln und Karten. Die große Zahl von Angaben auf so engem Raume unterzubringen ist nur mittels eines geschickt ausgedachten Systems von Abkürzungen und Zeichen möglich gewesen. Auch die neue, leichtverständliche Aussprachebezeichnung ist hervorzuheben. Ernst Boehlich.

Schlesische Kulturwoche in Reichenberg

Anfang August findet in Reichenberg eine Tagung statt, die dazu dienen soll, dem lebendigen Gefühl der Volksgemeinschaft der Deutschen diesseits und jenseits der Berge Ausdruck zu verleihen. Namhafte Gelehrte und Dichter werden dort vereinigt sein — u. a. ist

auch auf die Anwesenheit Gerhart Hauptmanns zu rechnen — um der Veranstaltung den rechten Nachdruck zu verleihen. Der Besuch ist im deutschen Interesse dringend erwünscht. Über alle Einzelheiten unterrichtet der diesem Heft beiliegende Aufruf.



J. Aschheim

Landschaft



J. Aschhelm: Frauenkopf

Schwarze Aufzeichnung

Kunst und Kunstgewerbe

Schriftleitung: Prof. Dr. Franz Landsberger

J. Aschheim

Don Reinhold Conrad Muschler.

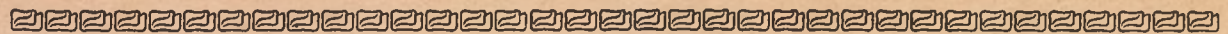
Der Maler und Graphiker Aschheim hat seit Jahren in den Breslauer Ausstellungen die Aufmerksamkeit der wenigen erregt, die Anteil an dem Kunstleben dieser Metropole nehmen. Der junge Künstler ist eine impulsive Natur, der den Theoretiker in sich nicht aufkommen läßt, sondern der so lange in die Fülle der Erscheinungen blickt, bis sich deren Gesetzmäßigkeit in ihm zur Form verdichtet hat. So ist eine Summe von Arbeiten entstanden, die, in der Diktion verschieden, die Richtung des Weges erkennen läßt, den Aschheim zu gehen gewillt ist. Er sucht den Sinn des Erschautes aus dem Rhythmus des Farbigen und dem Gesetz der Linie heraus zu charakterisieren, ohne die dargestellte Situation dadurch der Realität näher zu bringen, daß er sich selbst von den Einzelzügen des optischen Bildes abhängig macht. Damit will er das Ideal erreichen, das jedem Künstler von Tiefe unbewußt vorschwebt und das im Grunde genommen die Formel dessen ist, was seit Jahren mit erklügeltten Wortdifferenzierungen dogmatisiert wird.

Am Beginne fehlt ein Gesamtplan, um mit dieser Erkenntnis zugleich auch eine Ausführungsmöglichkeit zu erreichen, die in ihrer Wirkung dem Wunsche gleichkommt. Auch in Aschheim spielt sich das Chaotische der Gesamtentwicklung oder besser Aufwicklung der neuesten Kunst in jenem Wirbel ab, der in der Veränderung des aufgenommenen Bildes das individuelle Gepräge des Eigenschaftens zu beweisen glaubte. Wichtig für den einführend Betrachtenden aber war hierbei die Tatsache der Wahl der Objekte einerseits und die klar zu erfassende Endabsicht des jungen Künstlers andererseits, die eitle Phrasen fern stand. Jede psychologische Spekulation auf das Unvermögen der Betrachter lag Aschheim fern, der aus der

Meisterschule Otto Muellers kam, in der es mit Absicht vermieden wird, eine bestimmte Ansicht als allein seligmachende festzulegen. Aus diesem Ernst des Ausdruckswillens festet sich die Technik der Darstellung. Am Beginne überwiegen konstruktive Elemente in den Bildern, weil die Kraft, das als organische Bindung Erkannte auch einheitlich wiederzugeben, noch nicht vorhanden ist. Solche Ungleichheiten finden sich auch heute noch in manchen Landschaften Aschheims, die er aus Italien mitgebracht hat und in denen der Stimmungsgehalt zu stark profiliert ist, weil die Dokumentation der Farbe hier nicht der hellseherische Ausfluß eines intuitiven Ergriffenseins ist, da sich technische Hemmungen einschleichen.

Im Portrait ist Aschheims Werdegang klarlinig. Der diesem Aufsatz beigegebene Frauenkopf zeigt eine eminente Charakteristik, die aus einem Instinkt stammt, der in Gesetz und Tradition keine Abschreckung findet, sondern darin das Gestaltungsgeheimnis erkennt.

Man kann dieses Schreiten des Künstlers genau verfolgen. Am sichersten in der Radierung. Auch hier treten zuerst Mechanismen auf, die als Folge des Ringens um die Symmetrie des Organischen anzusehen sind. Bewußtes Losgehen auf das Zentrum der Augenpartie behandelt alles übrige episodenhafte. Die Verbindung zum Ganzen ist deshalb unerschlossen. In das Portraitstudium mengen sich dann landschaftliche Motive. Köstliche Opera entstehen, Meerstücke mit einer Steigerung der Gegensätze, die ebenso bewegt nachgeschaffen ist, wie sie empfunden wurde. An diesen Themen schult sich die Nadel, und die Orientierung des Stofflichen wird gewonnen. Darauf einsetzende Portraits bezeugen das innere Reiferwerden des Künstlers, auch als Maler. Im Farbigen beginnt für ihn das



Kopfbild Weiser für die Landschaft zu werden, indem seine Stilgefinnung, die dem Geistigen und Gefühlsmäßigen stark anhängt, alles Widerspruchsvolle leichter dadurch abstreift, daß die Formensprache der Gefahr entgeht, sich in unfruchtbaren Abstraktionen zu verlieren. Er kämpft jetzt um die Vereinigung von Farbschönheit mit Ausdruckskraft. Ein retardierendes Verzögern durch Übertragen der Charakteristiken der Leimfarben auf die Ölmalerei scheint im großen und ganzen überwunden zu sein. Das Experiment war insofern von Nutzen, als es ihn von dem zweifelhaften Problem entfernte, die Farbe um ihrer selbst willen zu überdehnen. Daß er bei diesem Weitergehen die Fläche als Wert nicht leugnet und jeder Raumspielerei abhold ist, spricht für die Stärke seiner Begabung. Die beigegebene farbige Tafel zeigt eine solche Lösung des Bildproblems im guten Sinne. Das Illusionistische ist zurückgedämmt und damit eine Ausdrucksfrische gewonnen, die überzeugt. Es ist in dieser Arbeit nichts Ersonnenes und nichts Erklügeltes. Die malerische Gestaltung ist die Folge eines intensiven Farbenerlebnisses des Auges. Deshalb fehlt auch das Dekorative, das manche anderen Landschaftsbilder Aschheims an Teppiche

erinnern läßt, die aus Farbenräuschen aufgekeimt sind, ohne im Rhythmus die Läuterung des Mittels gefunden zu haben. Was bei ihnen im einteilenden Takte stehen geblieben ist, das ist hier durch die impulsive Verwendung der Mittelstöne zur reinen Ausdrucksgröße geworden und trägt sprühendes Leben in sich.

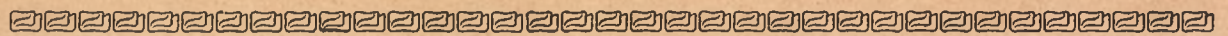
Im Holzschnitt geht Aschheim vom Natureindruck aus. Er erreicht hier Bemerkenswertes durch die Art, wie er Schwarz und Weiß rhythmisch vereinfacht. Seine Schnittmethode ist fest und scharf, so daß sich das Bild aus der Materie herauskristallisiert und von einer frappanten Lebendigkeit wird. In diesen Arbeiten erkennt man, wie echt Aschheims Phantasie ist und wie sie nie aus analytischen Elementen heraus wird, sondern von Anfang an eine Synthese ist von der Realität des Erschauten mit der Kraft des dabei Empfundnen.

Aschheim ist noch jung. Er steht am Beginn des Eigenweges. Seine Arbeiten sind Übergangsstadien. Aber ihre Formtendenzen sind Zeugnis für die Berechtigung der Hoffnungen, die man auf diesen Breslauer Künstler setzt.



*Zum Leeren von J. C. Frisch.
Bresla 29. April 1780.*

J. C. Frisch. Allegorie des Fleißes. 1780
Savierte Federzeichnung aus dem Stammbuch des Malers Bach



Das Stammbuch des Malers Bach

Don Elisabeth Speer.

In ihrer umfangreichen Handschriftensammlung birgt die hiesige Universitäts-Bibliothek auch ein kleines unscheinbares Büchlein, das ihr laut Inschrift „im Jahre 1833 von der verwittweten Frau Hofrätthin Bach geschenkt worden“. Es ist das



Miniaturbildnis eines der Adjutanten
des Prinzen Jérôme Napoleon

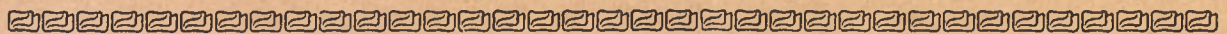
Stammbuch des alten Bach (1756—1829), Professors und ersten Leiters der heutigen Kunstakademie, einer der bekanntesten und umstrittensten Persönlichkeiten Breslaus um die Wende des 18. Jahrhunderts. Schon flüchtige Durchsicht zeigt, daß es nicht nur lokales Interesse beanspruchen darf, sondern auch künstlerische und kulturhistorische Werte in sich schließt. Beim Durchblättern stoßen wir neben unbekannten, verschnörkelten Schriftzügen auf Künstler- und Gelehrtennamen von gutem Klang, auf Bleistift-, Feder- und Tuschzeichnungen von zum Teil vortrefflicher Qualität. Zugleich spüren wir in der geistigen Einstellung der Schreiber, vor allem in den Anfängen des Buches, in jenen Urnen, verschlungenen Händen und Denkmälern der Freundschaft noch einen leisen Nachklang des sterbenden Rokoko, jener Zeit der Empfindsamkeit, der „sensibilité“, der ästhetischen und moralischen Schwärmerei. Der Persönlichkeit des Besitzers, schon zu Lebzeiten bewundert, an-

geseindet und verspottet¹⁾, hat sich späterhin die historische Lokalforschung bemächtigt und in mehr oder minder umfassenden biographischen Aufsätzen die wesentlichen Ereignisse und Daten seines Lebens zusammengetragen²⁾. Ich kann mich daher darauf beschränken, biographisches Detail nur, soweit es zum Verständnis der Blätter jenes Stammbuches notwendig ist, heranzuziehen. Gleichzeitig will ich versuchen, Bach in jenen Kreis geselligen und künstlerischen Breslauer Lebens einzuordnen, auf das er in so hohem Maße befruchtend und anregend gewirkt hat.

1756 in Potsdam als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geboren, erhielt er seinen ersten künstlerischen Unterricht durch den Potsdamer Maler und Kupferstecher Ludwig Andreas Krüger, bezog dann die Berliner Akademie unter Le Sueur und gab schon damals Proben seines anregenden, fortschrittlichen Denkens, indem er die auf der Akademie fehlenden Aktkurse selbständig in seiner Wohnung einrichtete und hier mit gleichgesinnten Genossen wie Chodowiecki, Frisch, Berger u. a. nach dem lebenden Modell arbeitete. Auch für seine übrige geistige Ausbildung fand er in Berlin den geeigneten Boden. Aus dem Ende jener Studienzeit, etwa 1780, stammen die frühesten Eintragungen in sein Stammbuch, die sich die folgenden Jahrzehnte hindurch bis kurz vor seinen Tod verfolgen lassen. Der bekannte Philosoph Moses Mendelssohn empfiehlt dem angehenden, jungen Künstler ganz im Sinne der zeitgenössischen, vorakantischen Ästhetik: „Ohne Wahrheit keine Schönheit, ohne Tugend keine Wahrheit.“ Der spätere Hofmaler und Akademiedirektor J. C. Frisch, dem Bach künstlerisch die stärkste Anregung in Berlin verdankt, kleidet seine freundschaftliche Ermahnung in eine Allegorie des Fleißes, eine leicht hingeworfene, anspruchslos-anmutige, lavierte Feder-

¹⁾ So von Aug. Kopisch, Schles. Provinzblätter 1869, S. 174 ff.

²⁾ Vergl. Schummel, Breslauer Almanach, I, 1801. Alwin Schulz, Allgem. deutsche Biographie, Leipzig 1875, I, S. 751 ff. Robert Becker, Aus Alt-Breslau (Textband) Breslau 1900. Conrad Buchwald in Thieme-Becker's Künstler-Lexikon II, S. 308 u. a. m.



zeichnung (siehe Abb.). Ein kleiner Putto mit Mappe und Zeichenstift sitzt sinnend vor einem wimmelnden Ameisenhaufen, zu seiner Rechten neben einem Baumstumpf ein schwärmendes Bienenvolk.

Gegen Ende des Jahres 1780 erregt Bach durch einige Öl- und Pastellbildnisse die Aufmerksamkeit des polnischen Grafen Ossolinsky, tritt als „Hofmaler und Hausfreund“ in seine Dienste, malt zahlreiche Ölbilder in seinem Auftrage, um nach vierjährigem Aufenthalt in Warschau als Begleiter des reiselustigen und kunstbegeisterten Grafen Johann Potocki seine große Studienfahrt anzutreten, das bedeutsamste Ereignis seines bisherigen Lebens. Über Karlsbad, Düsseldorf, die Niederlande, Paris und Marseille geht es nach Rom. Überall werden Bekanntschaften geschlossen, Beziehungen angeknüpft. Bedeutende Männer, empfindsame Damen der Gesellschaft lassen sich in ihrer Kunstbegeisterung durch den jungen Bach anregen, werben um seine Freundschaft. „La sensibilité fait le charme et le tourment de la vie“, schreibt Gräfin Brühl 1785 in Karlsbad in sein Stammbuch. Ebenfalls in Karlsbad lernt er den vielseitig gebildeten und auch als Übersetzer tätigen Berliner Redakteur Carl Spener kennen, der ihm einige italienische Zellen widmet. Anton Graff trägt seinen Namen ein. Sein Bildnis Bachs, das sich an anderer Stelle befunden haben soll, ist heute leider nicht mehr vorhanden, wie überhaupt das Buch verschiedentlich Spuren herausgerissener Blätter zeigt. So fehlen auch noch einige andere, für uns besonders reizvolle Eintragungen, die durch zeitgenössische Schriftsteller nachgewiesen sind, u. a. eine ländliche Szene des berühmten französischen Kupferstechers Johann Georg Wille sowie eine Zeichnung W. Tischbeins mit gemeinsamer Eintragung Tischbeins und Goethes. In Düsseldorf wird Bach zum Mitglied der Akademie ernannt (1785). Paris bringt ihm die Bekanntschaft eines David, Mirys und der beiden Wille. Von H. de Mirys, einem zwischen 1780 und 1810 in Paris tätigen Maler und Zeichner, dessen übrige Werke uns nur noch in Nachstichen erhalten sind, stammt eine charakteristische und technisch sehr fein ausgeführte Bleistiftzeichnung Bachs im Profil, signiert „fait par son ami Mirys, Paris 17 Avril 1786“ (s. Abb.). Sie ist für uns von besonderem Interesse

wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit einem ausgezeichneten Ölbildnis Bachs im hiesigen Museum der bildenden Künste (s. Abb.). Hier ist der Dar- gestellte allerdings mehr en face gegeben; auch ist



H. de Mirys. Jugendbildnis Bachs 1786
Bleistiftzeichnung

der Ausschnitt der Figur etwas größer genommen. Doch weisen Gesichtsbildung, Haarbehandlung und Kostüm so unverkennbare Ähnlichkeit mit der Zeichnung des Mirys auf, daß man zeitlich kaum eine große Differenz annehmen wird. Das Breslauer Bild in der feinen Abstönung seiner zarten, pastellartigen Farben — goldbraun, grün und rosa — von ungemein malerischem Reiz, ist unbekannter Herkunft. Früher als Reynolds, heute als englische Schule des 18. Jahrhunderts bezeichnet, zeigt es weder im psychischen Gehalt, in dem etwas Zierlichen, Sentimentalen des Ausdrucks, noch in seiner zarten und zugleich glänzenden Farbigkeit und der spitzen, die Farben fein vertreibenden Pinselführung die charakteristischen Stilmerkmale irgend eines bestimmten englischen Künstlers. Daß Reynolds stilistisch nicht in Betracht kommen kann, bedarf wohl heute keiner weiteren Begründung mehr. Doch auch ein Hinweis auf Romney und Hoppner, wie man ihn späterhin versucht hat, erscheint mir



P. A. Wille

Studienköpfe 1786

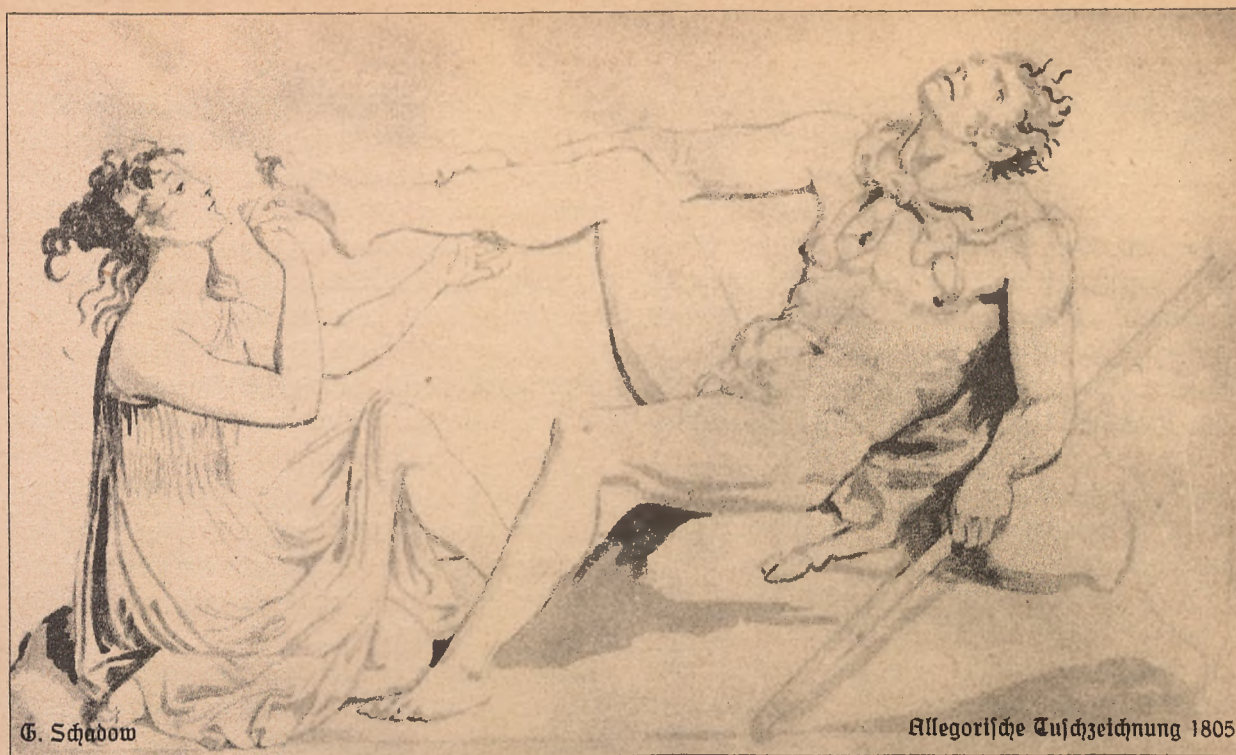
Federzeichnung

unhaltbar³⁾). Ihr breiter malerischer Vortrag, ihr Arbeiten in großen Farbflächen scheint mir zu verschieden von der zugespitzten, pointierten Pinselführung unseres Künstlers. Nun hat die oben erwähnte Verwandtschaft mit der Zeichnung des Mirys auch die Möglichkeit französischer Provenienz eröffnet. Man dachte an Wille, an Greuze und seine Schule. Ein bestimmter Künstlername läßt sich jedoch auch hier nicht mit Sicherheit nachweisen. Mirys selbst als den Künstler anzusehen ist eine Hypothese, die sich aus Mangel an Vergleichsmaterial schwer nachprüfen läßt. Da Bach sich in den folgenden Jahren vorübergehend in Wien aufgehalten hat, könnte vielleicht auch ein unter englischem Einfluß stehender Wiener Künstler vom Ende des 18. Jahrhunderts in Betracht kommen.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung wieder nach Paris zurück. Neben dem Bildnis des Mirys entsteht hier die in Abbildung wiedergegebene flotte Federzeichnung des jungen Pierre Alexander Wille, Sohn des bekannten Kupferstechers und späterer Hofmaler Ludwig XVI., reizvoll schon in dem verschiedenartigen Ausdrucksgehalt der einzelnen Studienköpfe, vor allem aber in der fluktuierenden Lebendigkeit der Strichführung. Nach kurzem Aufenthalt in Rom, Florenz,

Disa, Lucca, Livorno, Genua und Mailand — hier entsteht die lavierte Federzeichnung des Freskomalers Andrea Appiani, des „Malers der Grazien“: ein jugendlicher Genius an einer Säule — kehrt Potocki in die Heimat zurück, erkennt aber noch rechtzeitig die tiefe Sehnsucht seines jungen Begleiters nach längerem italienischen Leben und gewährt ihm einen dreijährigen Studienaufenthalt in Rom, der bestimmend für seine gesamte spätere künstlerische Einstellung wird. Die Antike, Raffael und Michelangelo sind seine Lehrer, in deren Studium er sich mit hingebendem Eifer versenkt. Mangel an innerer Begabung lassen ihn indessen trotz allen Fleißes nie über eine kühlen Klassizismus hinauskommen. Doch genießt er im Kreise zahlreicher deutscher und ausländischer Künstler und Gelehrten — Tischbein, Goethe, Hackert, Trippel, Hirt... um nur einige Namen zu nennen — in vollen Zügen das beglückende Gefühl römischen Lebens und Schaffens. An gemeinsame, heitere Streifzüge durch die Campagna erinnert das launige Gedicht des russischen Fürsten Basil de Gatschakoff, in welchem er dem jungen Freunde alles erdenkliche Gute wünscht, „.....surtout une épouse bien discrète, jolie et très peu coquette, qui

³⁾ Vgl. dazu: Julius Brann, Zwei Bildnisse des Hofrats Bach. Schles. Zeitung v. 31. August 1910.



G. Schadow

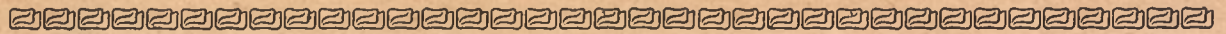
Allegorische Tuschzeichnung 1805

vous aime autant que nous...“ Weitere Reisen führen ihn nach Neapel und Portici, wo er sich mit unermüdlicher Geduld dem Kopieren antiker Vasen, Kandelaber, Waffen und Geräte aller Art widmet, ein Studium, das ihm in seiner späteren Lehrtätigkeit mannigfachen Nutzen bringt. 1788 geht er nach Florenz. Schon bei seinem ersten flüchtigen Aufenthalt in Begleitung seines Gönners hatte er hier Freunde und Studiengenossen gewonnen. Zwei ausdrucksvolle antike Köpfe des Braunschweigers F. G. Weitsch, des bekannten Porträtisten und späteren Berliner Akademiedirektors, stammen aus jener Zeit. Von ihm auch ein ausgezeichnetes, in breiten Pinselstrichen angelegtes Porträt Bachs im hiesigen Museum der bildenden Künste, auf das ich an dieser Stelle wenigstens kurz hinweisen möchte. Jetzt tritt er auch in Beziehungen zur Florentiner Akademie, die ihn am 9. Dezember 1788 zu ihrem Mitglied ernennt. Seite 37 des Stammbuchs enthält eine in der Skizze steckengebliebene, aber in Komposition und Pinselführung kühn und lebendig bewegte allegorische Tuschzeichnung des Giusepie Diattoli, maestro del disegno nelle Academia di Firenze. Noch einmal sieht Bach Rom und lernt den später in russische Dienste getretenen, in Deutschland wenig bekannten römischen Maler und Dichter Salvatore Tonci (1756—1844) kennen, der ihm

eine künstlerisch nicht gerade bedeutende, doch inhaltlich eigenartige allegorische Tuschzeichnung widmet. Dann wendet er sich über Venedig und Wien wieder der Heimat zu. 1789 trifft er in Berlin ein, wo er eine Ausstellung der künstlerischen Ergebnisse seiner italienischen Reise veranstaltet.

Bald sollte ihm indessen Gelegenheit geboten werden, seine Studien auch praktisch zu verwerten und der Allgemeinheit nutzbar zu machen. — In einem am 26. Januar 1790 von Friedrich Wilhelm II. erlassenen „Reglement für die Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin“ heißt es in § 24: „Damit aber der gute Geschmack allenthalben in Unsern Staaten gleichmäßig verbreitet werde, so sollen auch vorzüglich in denen Gegenden, wo beträchtliche Manufakturen und Fabriken sind, bey denen es auf eine geschmackvolle Bearbeitung der Sachen ankommt, Provinzial-Kunstschulen angelegt werden...“⁴⁾. Derartige Kunstschulen waren u. a. geplant für Breslau, Magdeburg und Halle. Auf Empfehlung eines ehemaligen Schülers, des polnischen Grafen Oginski, und mit Genehmigung des Oberpräsidenten von Schlesien, Ministers Grafen Hornm, wird

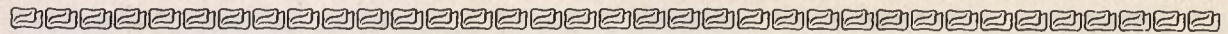
⁴⁾ Über alles Folgende, die Gründung der Kunstschule betreffende vgl. H. Kühn, Die Entwicklung der Königl. Kunst- und Kunstgewerbeschule zu Breslau ... Breslau 1892.



Bach als erster Lehrer und Direktor nach Breslau geschickt. Die staatliche Oberaufsicht über die Anstalt übernimmt auf eigenen Wunsch Graf Hoym, wohl die damals bekannteste Persönlichkeit Schlesiens. Als Unterrichtslokal wird das Stift Sankt Matthias gewählt. In einer ausführlichen Instruktion vom 28. April 1791 erhält Professor Bach genaue Anweisung über Zeit und Art des Unterrichts, Zahl und Aufnahmebedingungen der Schüler. Wie schon aus dem oben angeführten Gründungserlaß hervorgeht, handelt es sich ihrem Charakter nach um eine Kunstgewerbeschule oder, wie wir vielleicht heute sagen würden, kunstgewerbliche Fortbildungsschule. Ihr unmittelbares Ziel ist Hebung des schlesischen Kunstgewerbes durch praktisch-künstlerische und wissenschaftliche Schulung der einzelnen Handwerkerklassen. Für sie allein wird die Anstalt aus staatlichen Mitteln gegründet und unterhalten. Privatleute, die sich künstlerisch fortbilden wollen, finden ausdrücklich erst in zweiter Linie Berücksichtigung. Doch steht es Bach natürlich jederzeit frei, gegen entsprechendes Honorar in seiner Wohnung privatim Zeichenunterricht zu erteilen, eine Erlaubnis, von der er im Laufe der Jahre ausgiebig Gebrauch gemacht hat. Der Unterricht in der Kunstschule ist indessen völlig unentgeltlich. Es sollen sogar, „wenn es die Umstände erlauben, den ganz armen und fähigen Subjekten die erforderlichen Materialien an Blei, rothstifte und Papier frey verabfolgt werden“. Am Unterricht teilnehmen soll jeder Lehrling, der wenigstens im 3. Lehrjahre steht. Am 1. Dezember 1791 wird die Kunstschule eröffnet und scheint sich nach zeitgenössischen Berichten sehr bald regen Zuspruchs zu erfreuen. Bach widmet in den folgenden Jahren seine volle Kraft dem Aufblühen seiner Anstalt und damit zugleich des schlesischen Kunstgewerbes. Doch beschränkt er seine Tätigkeit nicht auf die Hauptstadt, sondern sucht durch Besichtigung und Prüfung der verschiedenen Manufakturen in der Provinz überall auf qualitative Steigerung der gewerblichen Produktion hinzuwirken. Besonders bemüht er sich um die Proskauer Fahencensfabrikation, für die er sogar verschiedentlich eigene Entwürfe liefert. Die rasch hier erzielten Erfolge ermutigen ihn zu weiterem Vorgehen. Auf seine energische Veranlassung hin werden trotz der anfänglich skeptischen

Zurückhaltung des Grafen Hoym auch in Bunzlau, Schweidnitz, Liegnitz, Brieg und Schmiedeberg besondere Zeichenfachschohlen für Handwerker eingerichtet, und es gelingt ihm sogar, sie ohne finanzielle Unterstützung der Regierung in Tätigkeit zu setzen. Von allen Seiten erntet er reiche Anerkennung. Man ernennt ihn zum „Fabriken-Dessinateur“ und empfiehlt seiner Sorge auch die aufblühende Textil-Industrie (Damast-Schleierweberei und Kattundruckeret), sowie die Glashleifereien des Gebirges.

Diese rastlose vielseitige Wirksamkeit wird erst gehemmt durch die 1801 verfügte Verschmelzung der bisherigen Breslauer Anstalt mit einer im Vorjahr neugegründeten Bauschule unter dem gemeinsamen Direktorat des Freiherrn v. Stein. Zweck dieser Bauschule war einmal Weiterbildung der Bauhandwerker, sodann Vorbereitung angehender Architekten auf die Berliner Bau-Akademie. Mathematik, Feldmessen, Planzeichnen, Bossieren, ökonomische und höhere Baukunst werden seit der Vereinigung in den bisherigen Lehrplan einbezogen. Gleichzeitig wandelt sich die Gesamtanstalt mehr und mehr zu einer Art Akademie und verliert ihren ursprünglichen Charakter einer für breitere Volksschichten bestimmten künstlerischen Bildungsanstalt. Es wird von allen Schülern eine Einschreibgebühr erhoben. Auch die einzelnen Lehrkurse sind nicht mehr wie früher unentgeltlich. Die eigentlichen Handwerker werden allmählich verdrängt und verlieren schließlich selbst das Zutrauen zu einem Institut, in dem sie sich nicht mehr heimisch fühlen. Kurz, die Verschmelzung beider Anstalten, auf die man in Berlin so große Erwartungen gesetzt hatte, erweist sich mehr und mehr als ein Mißgriff. An Stelle des erhofften Schülerzuwachses tritt ein stetiger Rückgang ein, für den einmal die Einführung von Schulgeld, vor allem aber Mängel in der inneren Organisation verantwortlich zu machen sind. Der einzelne Professor sah sich in seiner bisherigen Selbständigkeit erheblich beschränkt. Nicht einmal mehr über Art und Aufnahme der Schüler hatte er frei zu entscheiden, sondern allein der Freiherr v. Stein. Daß unter all diesen Mißständen, Bach, der einstige Leiter der damals blühenden Schule, am meisten zu leiden hatte, ist ohne weiteres begreiflich. — Die im Laufe der nächsten Jahre sich



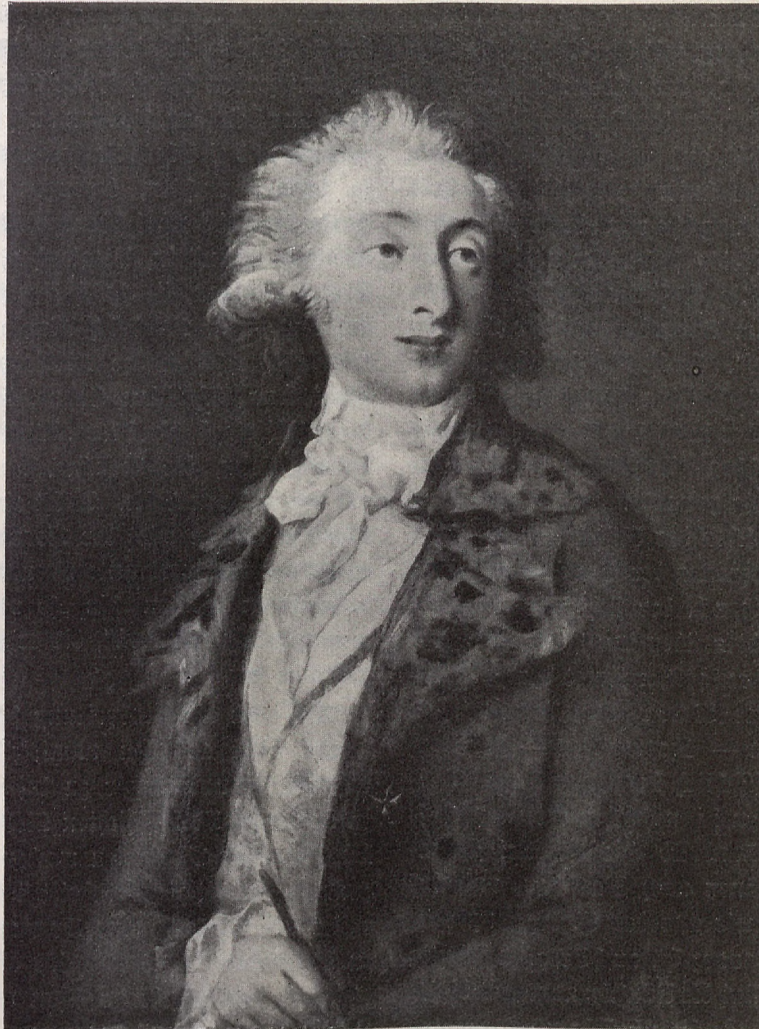
mehrenden Klagen über den Rückgang der Anstalt veranlassen die Regierung, eine besondere Deputation mit einer Revision der Schule und Vorschlägen für ihre Reorganisation zu beauftragen.

Man dringt auf Vereinfachung des Lehrplans, Abschaffung aller Gebühren, sowie grundlegendem Gestaltung der inneren Verwaltung. Die Leitung sei wieder einem persönlich interessierten, aus dem Lehrerkollegium zu wählenden Direktor zu übertragen. Bach wird als solcher vorgeschlagen, von der Regierung jedoch entschieden abgelehnt, teils aus mancherlei in seiner Person begründeten Bedenken, teils, weil er nicht die zur Übersicht der architektonischen Klasse erforderlichen Kenntnisse besitzt. Durch diesen Bescheid aufs tiefste ge-

gekränkt, zieht sich der ehrgeizige Mann eine Zeit lang fast völlig von den öffentlichen Angelegenheiten der Schule zurück, zumal auch das Kunstgewerbe mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wird und die Anstalt auf Jahre hinaus den Charakter einer spezifischen Bauerschule annimmt. Doch mag diese sachliche Zurückweisung, der später sich noch erneuernde Vorwurf mangelnder architektonischer Kenntnisse, ihn wohl in dem Plan bestärkt haben,

als Gegenbeweis mit Hilfe seines Schülers Mützel ein großes Architekturwerk zu veröffentlichen. So entstehen die heute unter dem Namen „Bach-Mützelsche Sammlung“ im Museum der bildenden

Künste aufbewahrten, von Bach entworfenen und von Mützel mit liebevoller Sorgfalt ausgeführten Federzeichnungen der bedeutendsten Architekturdenk-mäler Breslaus, die uns ein so lebendiges, anschauliches Bild von dem Antlitz der Stadt um die Wende des acht-zehnten Jahr-hunderts geben. Auch erneute Ver-suche, doch wenig-stens an der Lei-tung der Schule teilzunehmen — darunter ein Pri-vatbrief an seinen „liebsten Freund S c h a d o w“, Direktor der Ber-liner Akademie, den dieser un-glücklicherweise in den amt-lichen Instanzen-

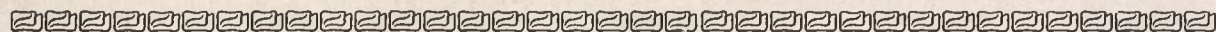


Porträt C. F. Bachs

Schleßisches Museum der bildenden Künste

weg überleitet —, sieht Bach ebenfalls scheitern. Immer unverhüllt gibt die Regierung ihr Miß-fallen zu erkennen. Man wirft ihm Unfähigkeit, Ehrgeiz, Titelsucht und Streberei vor. So sieht sich schließlich der verdienstvolle Mann, durch die Ungunst der Verhältnisse, trotz rastlosen Strebens, an seinem Lebensende um den Lohn staatlicher Anerkennung betrogen.

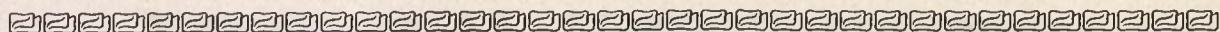
Dafür mangelt es ihm in privaten Kreisen nicht an Bewunderung und Liebe. Die Jahrzehnte seiner



Breslauer Lehrtätigkeit, nur durch einige größere Reisen unterbrochen, bringen ihm die Freundschaft der bedeutendsten Männer und Frauen seiner Zeit. Während seines Aufenthaltes in Berlin im Sommer 1805 entstehen zwei Tuschezeichnungen seines Freundes Schadow. Die eine hier abgebildete, durch die inhaltliche Verbindung mit dem Text besonders launig, zeigt Herkules, das Löwenfell um die Schultern, einen Stecken in der Hand, mit schmerzlich verzogenem Gesicht auf einem Hügel sitzend, während eine vor ihm knieende weibliche Gestalt in griechischer Gewandung ihn von einem quälenden Dorn im Fuß zu befreien sucht. Dazu die Worte: „So möge ein wolthätig Wesen auch Ihnen jeden Schmerz lindern. Zum Andenken unserer Freundschaft von G. Schadow“. Es ist die charakteristische Zeichnung eines klassizistischen Bildhauers. Allein der Kontur spricht. Aber in diesem Kontur ist etwas von dem musikalischen Rhythmus griechischer Linienführung lebendig geworden, und in dem leicht zurückgebogenen Köpfchen des Mädchens spürt man noch einen leisen Nachklang der Grazie griechischer Tänzerinnen. Auch Rauch, der sich 1818 zum Abschluß seines Kontraktes über das hiesige Blücherdenkmal in Breslau aufhält, widmet dem „Kunstfreund“ einige warme Worte. Den berühmtesten Bildhauer seiner Zeit — Thorwaldsen — hat Bach allerdings nur oberflächlich kennen gelernt. Verhandlungen über einen schon früher erteilten Auftrag für ein Reiterstandbild des Fürsten Poniatowski rufen den Dänen nach Warschau, und auf dieser Fahrt hat er, wie aus der Eintragung vom 15. September 1820 hervorgeht, auch Breslau flüchtig berührt. Im übrigen sind die Künstlernamen in dieser Zeit nicht allzu reichlich. Jakob Schmußer, Schüler Willes in Paris und Direktor der neugegründeten Stecher-Akademie in Wien, zeichnet einen pathetisch aufblickenden Altmännerkopf mit wallendem Haar. Etwas dilettantenhaft sind die Zeichnungen des zu seiner Zeit gefeierten Porträtisten Darbes (Kriegerkopf) und des J. G. Rhode. Sehr fein dagegen in der technischen Ausführung das Bleistift-Selbstporträt des Dresdener Akademieprofessors Rösler, ebenso eine inhaltlich nicht ganz klare, getuschte Federzeichnung des berühmten Prager Historienmalers Bergler aus dem Jahre 1819. Die übrigen teils signierten, teils unsignierten Zeichnungen,

meist von kunstliebenden Dilettanten, kommen über einen gewissen Durchschnitt nicht hinaus. Sie werden zum großen Teil bestritten von Bachs dankbaren Schülerinnen, deren begabteste die Fürstin Theresie Lubomirska, geb. Czartoryska, gewesen zu sein scheint. Ihr Selbstbildnis, wohl etwas süßlich in der Auffassung, ist bis ins kleinste Detail von einer überraschenden Feinheit der Strichführung. — Daß nicht nur Künstler, sondern auch bedeutende Staatsmänner und Gelehrte Bachs anregende Freundschaft zu schätzen wußten, bezeugen Namen wie Stein, Hardenberg, Merkel (Oberpräsident von Schlesien), Minister Altenstein, Nicolovius, Graf Plettenberg, Graf v. Malghan, Graf Schaffgotsch, Fürst Radziwill auf der einen, Friedrich Manso, der gelehrte und auch dichterisch tätige Bibliothekar von Maria-Magdalena, Christian Garve, der bekannte Breslauer Philosoph, Karl Aug. Wilh. Berends und Ernst Ludwig Heim, die berühmtesten Ärzte ihrer Zeit, auf der anderen Seite. Selbst ein geistig so hervorragender Mann wie der Norweger Steffens, der Anhänger und vertraute Freund Schellings, dankt in warmen Worten für „so viele lehrreiche und unvergeßliche Stunden“, die er in Bachs Hause zugebracht hat.

Um aber die Verbreitung seiner Kunstanschauungen nicht auf den unmittelbaren Verkehr im engeren Freundeskreis zu beschränken, um auch in breiteren Volksschichten Liebe und Interesse an künstlerischen Dingen zu wecken, unternimmt Bach gemeinsam mit dem Schriftsteller Benkowitz als erster den Versuch, eine Breslauer Kunstzeitschrift zu begründen. 1796 erscheint das erste Heft seines „Torso“, der allerdings schon nach 2 Jahren nach Abschluß des ersten Bandes aus Mangel an öffentlichem Interesse einging. Der Titel ist nach dem Herkules-Torso des Belvedere gewählt, der Bach schlechthin als das Ideal plastischer Vollkommenheit erschien. Jedes der zwölf Hefte beginnt mit einer durch Kupfertafeln erläuterten Anleitung zum Nachzeichnen. Eine von Bach entworfene, zusammenhängende Zeichenschule, die von den einfachsten geometrischen Gebilden bis zur menschlichen Figur fortschreitet. Die einzelnen Köpfe, von Bach selbst auf die Kupferplatte gezeichnet, sind Kopien nach der Antike und der Renaissance. Der übrige Raum verteilt sich zwischen ästhetischen und kunstkritischen



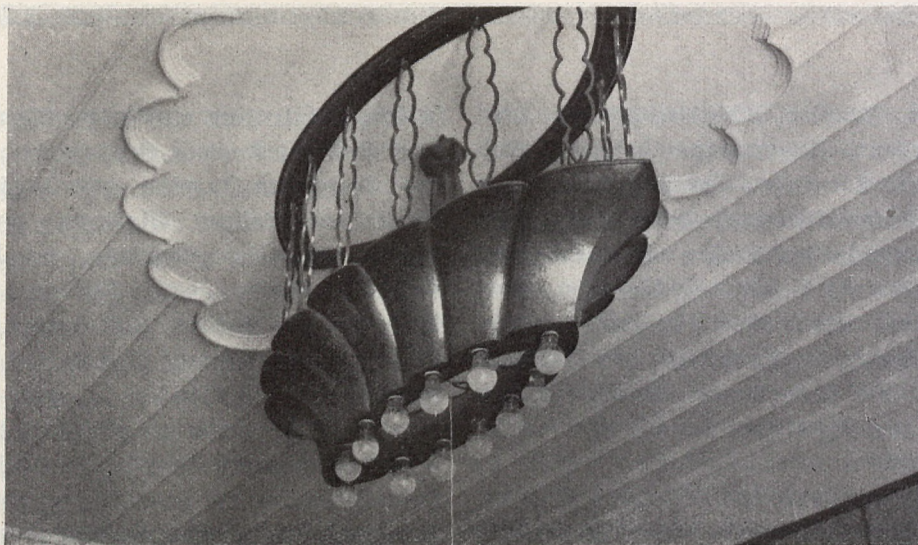
Abhandlungen, Novellen, Künstleranekdoten, Veröffentlichungen und Besprechungen zeitgenössischer Monumente und Entwürfe — darunter auch einige phantastische Denkmalsentwürfe Bachs, die kolossale Pyramide Friedrichs des Großen und das Reiterstandbild Katharinas II. auf dem Elefanten. Vereinzelt werden sogar schon museumstechnische Fragen, Wanderung der Kunstwerke von Rom nach Paris, sowie ihre Gruppierung, Beleuchtung und Schonung in den öffentlichen Sammlungen in Angriff genommen.

Auch der Krieg und die unglücklichen Jahre 1806 und 1807 werfen ihre Schatten in das Stammbuch, allerdings gedämpft durch menschliche und gesellschaftliche Rücksichten. Am 5. Januar 1807 muß Breslau nach einmonatlicher Belagerung durch die Franzosen kapitulieren. Drei Tage später zieht Jérôme mit seinem Gefolge in die Stadt ein, um fast ein Jahr lang hier zu residieren. Doch wie die Kapitulationsbedingungen milde waren, so auch die Herrschaft der Franzosen. Darum darf es nicht wunder nehmen, wenn wir in Bachs Stammbuch die Namen französischer Offiziere friedlich neben denen ihrer preußischen Feinde finden. Schreibt doch sogar General Hédouville, der Chef des Generalstabes der verbündeten feindlichen Armeen fünf Tage nach dem Friedensschluß zu Tilsit: „Je souhaite que la bonne ville de Breslau n'éprouve plus bis malheur de la guerre“. Auch die übrigen französischen Offiziere betonen immer wieder das völkerveröhnende Element der Kunst. „La guerre divise les peuples, le commerce et les beaux arts les réunissent“ (Général Tousard). Einer der Adjutanten des Prinzen Jérôme wünscht sogar, zu Bachs Freunden gezählt zu werden. Sein skizzenhaftes leicht aquarelliertes Miniaturporträt gehört zu den reizvollsten Stücken des Buches (s. Abb.). Bei der großen Zahl der Bildnisminiaturisten um die Wende des 18. Jahrhunderts ist ein bestimmter Künstler freilich schwer festzustellen.

Von Bachs eigener Kunsttätigkeit sind uns nur noch geringe Spuren überliefert. Die in der ein-

schlägigen Literatur erwähnten Ölgemälde seiner Hand sind mit wenigen Ausnahmen — die Kopie von Correggios Juppiter und Io in Wien im Depôt des hiesigen Museums der bildenden Künste und die gleichfalls im Depôt verwahrten Kopien nach Rubens, Löwe und Tiger aus dem Berliner Bild Neptun und Amphitrite und eine säugende Tigerin aus dem Wiener Bild der vier Weltteile⁵⁾ — nicht mehr nachweisbar. Daß es ihm an produktiv künstlerischer Begabung mangelte, beweisen die 19 Bände, bezw. Sammelmappen an Bleistiftfederzeichnungen und Radierungen in der hiesigen Kunstakademie. Dafür war er ein ausgezeichneter, gewissenhafter Lehrer und ein nicht minder eifriger und tätiger Sammler. Die auf seinen verschiedenen Reisen erworbene und von ihm hinterlassene, etwa 42 Bilder umfassende Gemäldesammlung bildete neben anderen Stiftungen und Privatsammlungen den Grundstock unseres hiesigen Museums. Sind auch durch Unkenntnis und übertriebenen Ehrgeiz des Besitzers verschiedentlich Kopien als Originale ausgegeben, so enthält sie doch einige recht gute Stücke, u. a. eine treffliche alte Kopie nach Poussin: Satyr und schlafende Nymphe, eine fliehende weibliche Figur von Guido Canlassi (1601—81), ein feines kleines Rundbild des A. van Ostade, heute als „Liebeswerbung“ bezeichnet, eine Winterlandschaft des jüngeren P. Breughel, ein Schlachtenbild des Courtois, ein Selbstporträt unseres Willmann. Sie befinden sich sämtlich noch heute in der Galerie des Museums, während die übrigen schwächeren Sachen teils im Depôt untergebracht, teils ins Landeshaus abgewandert sind.

⁵⁾ Nach dieser Kopie muß übrigens — was bisher nicht bekannt war — ein heut verlorener Steindruck existiert haben, den wiederum der zwölfjährige Adolph Menzel, damals noch auf der Elementarschule in Breslau, in Kreide nachgezeichnet hat. Die Menzel'sche Zeichnung, jetzt im Breslauer Städtischen Schulmuseum, findet man abgebildet und eingehend besprochen bei Robert Becker: Adolph Menzel und seine schlesische Verwandtschaft. Straßburg 1922. Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Heft 222.



August Endell: Ekzimmer im Hause Silberberg, Breslau.
Weiße Gipsdecke mit Profilen. Beleuchtungskörper aus Messingblech

Grabrede für August Endell

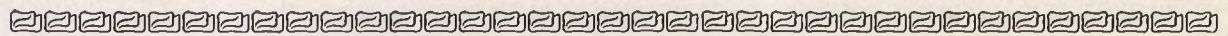
Don Karl Scheffler¹⁾.

Wenn der Tod den Menschen berührt, gleitet von ihm ab, was zufällig war, und womit er der Gebrechlichkeit des Lebens tributpflichtig gewesen ist. Der Mensch steht dann in seiner Wesenhaftigkeit da, er offenbart das, was von ihm — wir alle hoffen und glauben es irgendwie — unzerstörbar ist. So steht nun auch August Endell da, während wir ihm einen letzten Gruß zurufen: in der Verklärung, die der Tod gibt. Alles sinkt wesenlos zu Boden, was in seinem Wesen die Freunde selbst zuweilen gestört hat; was aber bleibt, ist das Bild eines leidenschaftlichen Kämpfers, eines mutigen Gestalters, eines starken Charakters — und eines Kindes. August Endell ist seinen Zeitgenossen nicht leicht verständlich gewesen, zu keiner Zeit. Er war aber nur schwer verständlich, weil er so einfach war, so unwahrscheinlich absolut im Fühlen und Denken und so wenig imstande, Konzessionen zu machen. In einer Zeit, in der der Idealismus wenig Kurswert hat, war er einer der reinsten und edelsten Idealisten,

die uns gelebt haben. Er war es nicht in einer wohlfeilen gefühlseligen oder rauschüchtigen Weise; er war vielmehr ein wissenschaftlich strenger Denker, kritisch gegen sich selbst und gegen andere, an allem zweifelnd, was nicht reinlich gedacht werden kann, feind jedem Überschwange, die reine Vernunft suchend — und war in all seiner geistigen Strenge doch ganz ein Idealist. Denn von ihm läßt sich sagen, daß er Gott mehr gehorcht hat als den Menschen. Und das allein ist Idealismus. Nicht Jahrzehnte seiner Krankheit, die ihn den Körper als Last empfinden ließ, nicht Verkennung seines unbedingt guten Willens und keine Enttäuschung haben jemals seinen Glauben erschüttern können. In seinem Atelier, im Lehrsaal war er in aller Stille ein Held. In jedem Gespräch konnte erkannt werden, wie blond und blauäugig sein Idealismus war, worin die Größe dieser bei aller Gequältheit freudigen Natur bestand, wie in dem strengen Denker die Unschuld eines Kindes war, und was den aus der Wissenschaft Herkommenden und gern wissenschaftlich Denkenden zum Künstler gemacht hat. Von sich selbst hat er einmal gesagt, im Anschau eines schönen Gegenstandes der Kunst werde er ganz närrisch. Das ist von vielen nicht verstanden oder spöttisch mißverstanden worden. Und doch war dies Närrischwerden, dieser innere Jubel

¹⁾ Die Worte, die Scheffler in Berlin am Sarge August Endells gesprochen hat, verdienen unseres Erachtens auch einem weiteren Kreise bekannt zu werden. Wenn wir ihnen einige der letzten Arbeiten des Künstlers beifügen, so glauben wir, daß die Abbildungen auch einmal ohne erklärenden Text ganz allein durch sich selbst zu sprechen vermögen.

Die Schriftleitung.



über das lebendig Schöne, wo immer es hervortrat, das, was ihn auszeichnete: es war die Seele seines Künstlertums. Es zeigte sich darin seine große Liebe. Und weil er liebte, hatte seine Seele Melodie.

Dieses, einer strengen Disziplin unterworfenen Melodische macht es, daß das Talent ausdauert.

Es ist nicht wahr, daß sein Wollen und Wirken als Künstler bereits der Geschichte angehört, daß die Zeit darüber schon hinweggegangen sei. — Unterirdisch wirkt es weiter. Eben jetzt sehen wir eine neue Baukunst auch auf seine Formen, auf seine Lehren zurückgreifen. August Endells Werk ist keineswegs tot, es ist so lebendig, wie jemals vorher. Die kommenden Jahre werden zeigen, wie der Samen aufgehen will, den er im Verein mit wenigen Genossen als ein Pionier ausgestreut hat. Von einer bestimten Seite hat er Leben und Kunst neu gesehen und hat dieses Schauen in neue Formen verwandelt.

Diese Formen wirken nun fort, als seien es selbständige Lebewesen. Sie werden sich verwandeln und alles Zufällige dabei verlieren; aber sie werden nicht verschwinden, bevor sie sich ausgewirkt haben nach dem Gesetz, das sie in Erscheinung rief.

Das alles sei gesagt, als ob August Endell uns als ein Lebender noch ins Auge blickte, als ob er selbst uns kritisch zuhörte, allem nur Redensartlichen abgeneigt. Seinem Wahrheitsfinn, der

so groß war, daß er immer wieder Konflikte heraufbeschwor, sind wir es schuldig, kein Wort zu viel zu sagen, aber auch keines zu wenig. Ungeschminkte Wahrheit ist es, wenn wir nun in der Abschiedsstunde, angesichts des Todes, der in jedem Augenblick auch die Hand auf unsere Scheitel legen kann, diese letzten Worte sagen: Dein Menschliches hat

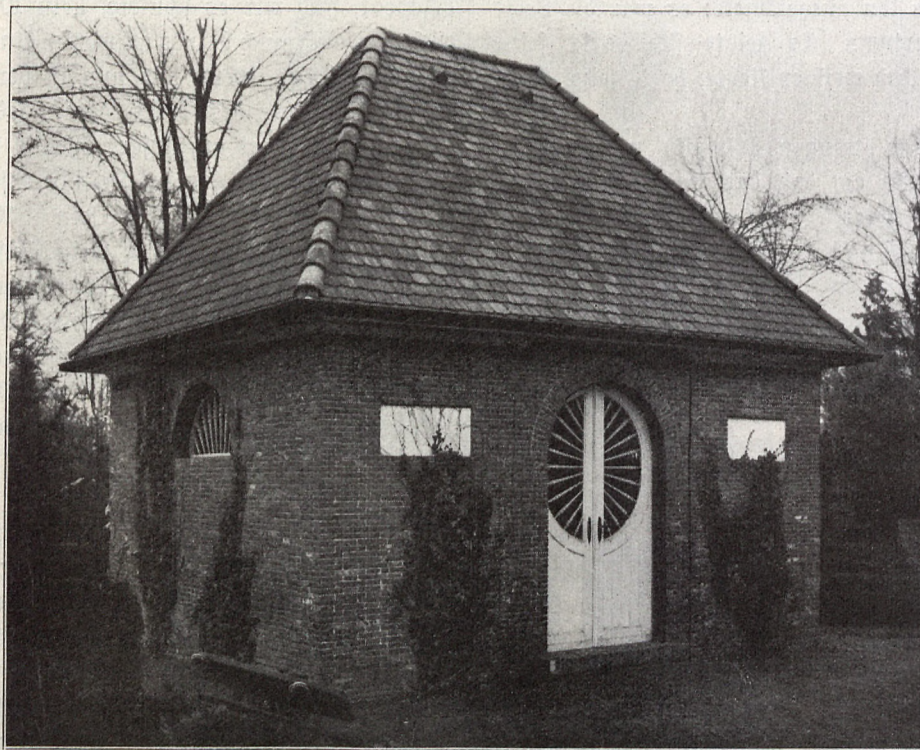
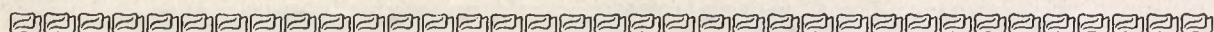
Dein Künstlertum, Dein Künstlertum hat Dein Menschliches geadelt. Du hast ein Menschenalter lang Deiner Nation Dein Bestes gegeben und niemals Dank dafür verlangt. Dein Leben war ganz Geist und Gewissen; und alles in Dir war naiv. Du hast die schwere Kunst gekannt, sehr klug zu sein und zugleich ganz unschuldig. Es war schön, Seite an Seite mit Dir zu kämpfen; denn wo Du standest, da wurde für eine gute Sache gestritten. Wir können nun gar nicht anders, als Dir treu bleiben und Dein Gedächtnis ehren. Denn Du zwingst uns

siegreich dazu durch alles, was Du gedacht und getan hast, durch den Ton Deiner Stimme, der uns noch im Ohr liegt, durch den Blick Deiner Augen, durch Erinnerung an Deine Tapferkeit in der Leidensüberwindung und an den Strahl, der hell immer wieder aus Deiner Natur hervorbrach. Und wie Du selbst für ein dauerndes Gedächtnis gesorgt hast, so hast auch Du dafür gesorgt, daß Dir der Dank Deines Volkes zuteil wird. Dieser Dank wird darin bestehen, daß Dein Name still, aber dauernd in die Geschichte eingeht.



August Endell: Eßzimmer im Hause Silberberg, Breslau.

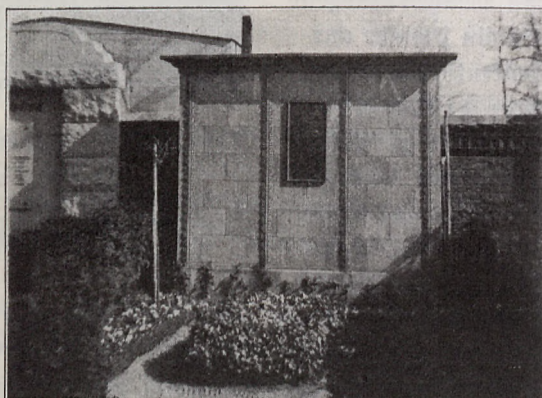
Die Möbel außen Ebenholz-Fournier, innen Mahagoni-Fournier. Stühle und Sessel mit grünem Leder bezogen. Der handgeknüpfte Teppich in blau, rot, grün mit etwas weiß und schwarz. Die Wände blau



August Endell: Grabkapelle der Familie von Eichborn.
Backstein mit weißen Fugen, rotes Ziegeldach, weißgestrichene Holztür
Breslau, Alter Friedhof in Gräbchen.



August Endell:
Inneres der Grabkapelle der Familie v. Eichborn.
Decke und obere Wandteile weiß; unterer Wandteil
blau-violett. Darauf sitzen rötlich-graue Marmor-
tafeln. Die schwarze Bank aus Wassereiche.



August Endell:
Grabmal Schoeller.
Porphyr, die Inschriftplatte grüningefärbte Bronze
Breslau, Reformierter Friedhof an der Cohestraße.

Geographie und Kunst

Über das Anschauungsmaterial der Geographen-Ausstellung in Scheitnig geht uns von einem jungen Maler folgende Betrachtung zu, die wir, ohne damit die Trefflichkeit dieser Ausstellung in wissenschaftlicher Hinsicht antasten zu wollen, veröffentlichen.

D. Schriftl.

Die Geographie arbeitet mit Karten und Schaubildern verschiedenster Art. Diese müssen gestaltet werden, und so kommt es, daß hier der Wissenschaftler auf die Kunst angewiesen ist. Fragen wir uns vor dem reichhaltigen Material der Geographen-Ausstellung, wie sich diese Verbindung anläßt, so drängen sich folgende Beobachtungen auf.

Die alten Landkarten und Stadtpläne wirken durch Deutlichkeit der Zweckgestaltung wie durch die hohe Qualität ihrer Erscheinung. Wer könnte sich der expressiven Kraft, der leuchtenden Reinheit, der glücklichen Farbenharmonie solcher einfachsten, alten Kartenkunst entziehen? Gehen wir von hier zu den in unseren

Tagen geschaffenen Karten und Landschaftsbildern, so ist zu sagen, daß in den Wandkarten sich die gute alte Tradition noch am ehesten erhalten hat. Dagegen wirken die hier ausgestellten Landschaftsbilder, von ein paar Werken vor allem des alten Dreßler abgesehen, recht dürftig. In den großen Gemälden von Richard und Gertrud Pfeiffer z. B. spricht zwar die Liebe zum heimatlichen Gebirge aus jedem Quadratmeter, aber wo bleibt die Leuchtkraft der Farben, wo ein straffer Aufbau, wo jene Luftdarstellung, die dem Riesengebirge erst den Reiz der Wirklichkeit geben kann? Hat unsere Heimat keine besseren Schilderer gefunden? Ich glaube es wohl, glaube, daß man sie unter unseren Künstlern, von denen man gerade die namhaftesten in dieser Ausstellung vermißt, wird finden können. Solche Gemälde, wie die Mehrzahl der hier ausgestellten, bergen jedenfalls die Gefahr in sich, den Sinn der Jugend, die sich an ihnen schulen soll, künstlerisch zu verformen.

R. R. Schroeder.

Kunstaussstellungen in Breslau

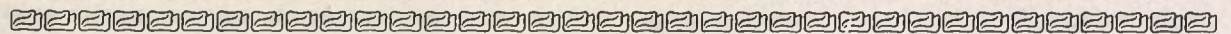
Die mangelnde Initiative unserer Kunsthandlungen — was bleibt uns überhaupt noch, wenn nun die Galerie Stenzel auch verschwindet — wird wieder einmal von der lebendigen Wirksamkeit unseres Museums der bildenden Künste übertroffen. Sein rühriger Kustos, Dr. Erich Wiese, hat die Aquarellausstellung, die vor einiger Zeit in der Galerie Arnold in Dresden zu sehen war, nach Breslau geführt, hat die Kollektion durch zahlreiche Stücke unter anderem aus dem Besitz eines Breslauer Sammlers ergänzt und bietet nun, sorgfältig gehalten, eine umfassende Schau, die das Schaffen innerhalb des expressionistischen Kunstkreises wenn auch nicht vollständig, so doch jedenfalls sehr mannigfaltig vorführt, soweit es sich im Aquarell geäußert hat.

Und in dieser Technik stellt sich manche Tendenz unserer gegenwärtigen Richtung weit günstiger dar, als im großen Bilde. Die ungebrochenen Farben, die in der Östechnik und in großen Ausmaßen auch einmal brutal wirken können, werden von der Flüssigkeit der Wasserfarbe gleichsam geschmeidigt, und das kleine Format ist ja deutscher Kunst zu allen Zeiten wohlthätig gewesen.

Mit dem späten Corinth fängt der Überblick an, und ein Werk wie die „Dame in Rot“ von 1924 ist in ihrer meisterhaften Sicherheit und Größe geeignet, unsere gesamte Jugend zu beschatten. Schade, daß der andere Künstler, der sich im Alter dem Expressionismus genähert hat, daß Christian Rohlfis nur mit einem, überdies ungünstig gehaltenen, Orchideenstück vertreten ist; in einer Ausstellung bei Trewendt und Granier konnte man ja im vergangenen Herbst die Schönheit seiner aquarellierten Blumenstücke bewundern. Sehr ausgiebig hingegen sind die Künstler der einstigen „Brücke“ vertreten, aus denen ein Gebirgsdorf von Pechstein und eine durchempfundene Land-

schaft von Erich Heckel mir in besonderer Erinnerung blieben. Nicht zu vergessen unseren Otto Müller, der ja auch einst zur „Brücke“ gehörte. Seine großen Bilder haben nicht selten einen ungelösten Rest, aber in seinen farbigen Zeichnungen ist er schließlich vollendet, und die „Zwei Mädchen“ oder der „Mädchenakt am Ufer“ möchten zu den besten Stücken dieser Ausstellung gehören. Auch sonst ist die schlesische Kunst mit einigen trefflichen Werken vertreten. Die italienischen Landschaften v. Kardorffs z. B. sind in ihrer bescheidenen Haltung, ihrer zarten Abtönung, ihrer sicheren Zeichnung von großem Reize, und eine herbstliche Landschaft von Moll zeigt diesen Iprisch beschwingten Künstler von seiner besten Seite. Aus seiner Schule ist Cornelia Obermeyer hervorgegangen, die sich mit einer gewissen Kühnheit den durch Corinth geweihten Walchensee zum Thema gewählt hat und daraus eine eigene, klar und sicher komponierte, dekorativ ansprechende Landschaft geformt hat.

Es ist nicht möglich, alle Künstler, die in dieser Ausstellung vertreten sind, auch nur mit Namen zu nennen. Ein Stilleben von Kaus, ein Akt des Bildhauers Kolbe, der unheimlich groteske „Frühlingsanfang“ von George Groß, zwei Akte von Hofer, ein Blumenstrauß von Zeller, eine Landschaft von Heckroth, eine gegenstandslose Komposition von Molzahn fielen mir besonders in die Augen, aber es ist am Ende mehr der Zweck einer solchen Besprechung, nachdrücklich zum Besuch dieser Ausstellung zu ermuntern, als genaue Rechenschaft über jedes einzelne Blatt zu geben. Die Interesslosigkeit, welche weite Kreise unserer Stadt für die gegenwärtige Kunst und letzten Endes für die Kunst überhaupt zeigen, muß doch endlich einmal weichen; welche Ausdauer, welcher Idealismus gehören für die Veranstalter solcher mühemachenden Ausstellungen dazu, vor dieser Gleich-



gültigkeit nicht die Waffen zu strecken, sondern es immer wieder werbend zu versuchen!

Bei Bruno Wenzel auf der Albrechtstraße ist eine dankenswerte Ausstellung der farbigen Piperdrucke nach alten und neuen Gemälden in schönen, dem Stil des Werkes sich jeweilig anpassenden Rahmen zu sehen. Was diese Drucke so ausgezeichnet macht, ist nicht so sehr ihre Treue gegenüber dem Original —

kein Kenner wird die Überlegenheit eines echten Pinselstrichs vor einem reproduzierten verkennen —, sondern die Ausgewogenheit jedes Stückes in sich selbst zu abgeschlossener Gestaltung. Eben das macht sie fähig, die Stelle von Originalen in allen den Fällen zu vertreten, wo die Mittel zur Erwerbung eines guten Bildes nicht ausreichen.

F. Landsberger.

Kunstchronik

Abteilung „Kunstgewerbe und Kunsthandwerk“ auf der Breslauer Messe am 6.—8. September 1925

Nachdem die letzte Breslauer Kunstmesse im Frühjahr dieses Jahres sich in das Zeichen des Schlesischen Kunstgewerbes gestellt und damit sich zu einem neuen Programm bekannt hatte, wird nun in der Zukunft die Kunstmesse aufs engste dem großen Messeorganismus eingegliedert werden. Es ist eine neue Abteilung: Kunstgewerbe und Kunsthandwerk gebildet worden, die zum ersten Mal in diesem Herbst auf dem Messengelände und zwar in der Jahrhunderthalle (Außenring, rechts) sich zeigen wird. Wie früher werden auch dieses Mal die Arbeiten dem Spruch einer besonderen Jury, an der auch die beiden Breslauer Museen vertreten sind, unterliegen. Zugelassen ohne vorhergehende Prüfung sind nur die Künstler, die den Nachweis einer Ausstellungserlaubnis im Grassi-Museum in Leipzig erbringen. Der Rahmen wird dadurch erweitert, daß dieses Mal Einladungen an das gesamte führende deutsche „Kunstgewerbe und Kunsthandwerk“ ergehen. Die Leitung liegt wiederum in den Händen von Dr. Schellenberg. Anmeldungen und Anfragen sind ab 1. Juli an das

Messeamt Breslau, Elisabethstraße 6 zu richten. Persönliche Auskünfte werden ab 1. Juli wochentags zwischen 11 und 1 Uhr im Messeamt erteilt.

Gelegentlich der vom 30. August bis 6. Sept. in Leipzig stattfindenden Messe stellt Julie Baum, Breslau 16, Tiergartenstr. 24, im Grassimuseum Schlesisches Kunsthandwerk aus. Gutes Qualitäts Handwerk wird in Vertretung genommen. Die einzelnen Arbeiten unterliegen einer Jury. Die Bedingungen für eine Beteiligung sind Tiergartenstr. 24 zu erfragen. Anmeldungen sind, nur schriftlich, bis zum 20. Juli ebendorthin zu richten.

Die Kunst- und Antiquitäten-Handlung der Frau von Richthofen, die am 1. Mai Schloßplatz 6 eröffnet ist, führt außer Antiquitäten, alten Möbeln jeder Stilart, Perser-Teppichen, Gemälden alter Meister, auch moderne Gemälde. Von Möbeln ist u. a. zur Zeit ein besonders prachtvolles Stück, ein mit Elfenbein-Figuren eingelegerter Barockschrank am Lager.

Besichtigung der Kunsthandlung kann jederzeit stattfinden.

Mitteilungen der Vereine

Kunstgewerbeverein für Breslau und die Provinz Schlesien.

Der Kunstgewerbe-Verein erläßt ein Preisausschreiben für eine Mitgliedskarte unter gegenwärtigen und ehemaligen Schülern der Akademie für Kunst und Kunstgewerbe und der Handwerker- und Kunstgewerbeschule. Näheres ist durch das Sekretariat des Vereins, Breslau 1, Graupenstraße 14 zu erfahren.

Vom 4. bis 5. Juli findet in München die Delegierten-Versammlung des Verbandes Deutscher Kunstvereine statt, und am 6. Juli zur Feier des 75-jährigen Bestehens des Bayerischen Kunstgewerbevereins ein Kunstgewerbetag. Der Vorsitzende, Dekorationsmaler Streit, wird dem jubelierenden Verein unsere Glückwünsche überbringen.

Im August ist ein Ausflug nach Skarsine und Trebnitz mit Besichtigung der Kunstschätze des Klosters in Aussicht genommen, zu dem noch Einladungen ergehen werden.

Schlesischer Bund für Heimatschutz.

Am 19. Juni hielt der Ausschuß für Friedhofspflege eine Sitzung ab, an der auch auswärtige Ausschußmitglieder u. a. Gartendirektor Diekmann, Görlich teilnahmen. Gartenbaudirektor Erbe wurde als Vorsitzender wieder gewählt. Zu dem vorliegenden Nachtrag zur Friedhofsordnung des Friedhofs St. Jaco-

bus-Neiße, der dem Vorsitzenden seitens des Herrn Regierungspräsidenten in Oppeln zugegangen war, wurde angeregt, daß außer der Beurteilung der Grabdenkmäler nach der räumlichen Ausdehnung und religiösen Seite auch die künstlerische Gestaltung besonders berücksichtigt werden soll, wofür ein künstlerischer Berater zu gewinnen ist. Die 5. Flugschrift des Bundes „Anlage und Pflege der Friedhöfe“ von Architekt B. D. A. Effenberger und Gartenbaudirektor Erbe wird durch Aufnahme neuzeitlicher Vorbilder vermehrt und neuaufgelegt werden. Besichtigungen der Friedhöfe der Provinz durch Mitglieder des Friedhofsausschusses sollen wieder stattfinden. Es wird deshalb mit den Gemeinden und Pfarrämtern in Verbindung getreten werden. Von besonderer Wichtigkeit ist der Beschluß, daß, wie früher, bei passenden Gelegenheiten Vorträge über Friedhofsfragen gehalten werden, auch den Theologie Studierenden müßten, wie schon 1918, Vorlesungen hierüber gehalten und ihnen durch Führung über Breslauer Friedhöfe die Augen für diese, gerade für die Theologen so wichtigen, Fragen geöffnet werden.

Die Geschäftsstelle bittet die Mitglieder, die Bezüge der Schlesischen Monatshefte sind, das noch ausstehende Jahresabonnement einschl. Mitgliedsbeitrag für 1925 von Mk. 10.— auf unser Postcheck-Konto Breslau 36883 freundlichst einzahlen zu wollen.